

Fair_play: Ein Projekt setzt neue Zeichen in der Geschlechterpädagogik
*Michael Drogand-Strud,
Claudia Wallner*

Jungen zwischen tradierten Männerbildern und neuen Herausforderungen. Erfahrungen aus dem Beirat Jungenpolitik
*Michael Meuser,
Sylka Scholz*

Jungenpolitik und Jungenarbeit
Reinhard Winter

Männliche Jugendkulturen
Klaus Farin

Männer in KITAS
*Michael Cremers,
Jens Krabel*

Sehnsucht nach Wärme in kalten Zeiten. Forschungsergebnisse und Betrachtungen zur Lebenssituation schwuler Jugendlicher in Deutschland
Stefan Timmermanns

Transkulturelle Jungenarbeit. Wie kompetentes Handeln in der Einwanderungsgesellschaft Jungen erreicht
Olaf Jantz

Jungen und Pornografie
Silja Matthiesen

Jungen und Behinderungserfahrungen
Jo Jerg

Jungen

In der Pädagogik und Sozialen Arbeit werden wir Jugendlichen nur dann adäquat begegnen können, wenn wir Jungen- und Mädchenfragen miteinander verbinden. Mit diesem Statement, das sich wie eine Weiterführung des letzten Editorials liest (Forum 3/2012), beginnen Michael Drogand-Strud und Claudia Wallner ihren Beitrag. Hatten wir im vorangegangenen Heft die Lebenssituation der Mädchen in den Blick genommen, soll es nun um die Jungen gehen – mit den »Mädchenfragen« im Gepäck.

Das zuerst präsentierte Projekt Fair_play ist eine Kooperation von Jungen- und Mädchenarbeit auf Bundesebene, das Grundlagen für ein erweitertes Verständnis von Geschlechterpädagogik schaffen will.

Michael Meuser und Sylka Scholz stellen den »Beirat Jungenpolitik« vor, der seit 2011 Ergebnisse der Jungenforschung auswertet und der, nicht zuletzt in der steten Diskussion mit Jungen, deren Lebenswirklichkeit, Wünsche und Leitbilder untersucht. Jenseits bestehender Klischees und mit Blick auf beide Geschlechter schafft die Arbeit des Beirates Grundlagen für eine zeitgemäße Jungenpolitik, die den differenzierten Lebensentwürfen von Jungen Gestaltungsspielräume eröffnet.

Das Verhältnis von Jungenpolitik und Jungenarbeit erkundet Reinhard Winter. Ziel von Jungenpolitik ist es, strukturelle geschlechtsbezogene Bedingungen des Jungeseins positiv zu beeinflussen und die Lebenslagen von Jungen zu verbessern, führt er aus. Die politische Praxis des Gender Mainstreaming, so seine Kritik, ist vorwiegend auf Mädchen ausgerichtet. Allein aus diesen Gründen hält er eine eigenständige Jungenpolitik für unverzichtbar.

Der ehemalige Leiter des Berliner Archivs der Jugendkulturen Klaus Farin konstatiert, dass Jugendkulturen eigentlich »Jungenkulturen« sind. Am Beispiel von Gothics, Hooligans und Neonazis zeigt er, wie dort jeweils Männlichkeit inszeniert wird.

Mehr Männer in Kitas, davon profitieren die Jungen und Mädchen im Vorschulalter, jene Männer, die sich ein weiblich konnotiertes Berufsfeld erschließen und die gemischtgeschlechtlichen Teams, in denen das Thema Gender auf allen Ebenen stärker reflektiert werden wird. Diese und weitere Aspekte diskutieren Michael Cremers und Jens Krabel in ihrem Text.

Stefan Timmermanns ist Co-Autor einer Expertise, die über die Lebenssituation schwuler Jungen Auskunft gibt. Ergänzend hat er für dieses Forum eine Befragung vorgenommen, deren Ergebnisse er ebenfalls vorstellt.

Transkulturelle Jungenarbeit (Olaf Jantz), Jungen und Pornografie (Silja Matthiesen) und Jungen mit Behinderungserfahrungen (Jo Jerg) sind weitere Themen dieses Heftes, dem wir viele interessierte Leserinnen und Leser wünschen.

Ihre Redaktion

Fair_play¹: Ein Projekt setzt neue Zeichen in der Geschlechterpädagogik

Michael Drogand-Strud, Claudia Wallner

Warum erscheint in einem Heft zum Thema »Jungen« die Dokumentation eines Kooperationsprojekts von Mädchen- und Jungenarbeit? Sollte es – nach dem FORUM-Schwerpunkt »Mädchen« (3/2012) – hier nicht explizit um Jungen gehen? Ganz richtig! Es soll um Jungen gehen und es geht hier auch um Jungen, denn: Neben der Jungenarbeit und in Verbindung mit ihr braucht es auch gemischtgeschlechtliche geschlechtsbewusste Ansätze, es braucht die Zusammenarbeit zwischen Jungen- und Mädchenarbeit und zwischen Kollegen und Kolleginnen, um Jungen (und Mädchen) gerecht zu werden. Insofern zeigt die folgende Projektvorstellung sowohl wie Jungen angemessen gefördert werden können als auch wie dies für Mädchen gelingen kann. Und Jugendlichen aller Geschlechter werden wir in der Pädagogik und Sozialen Arbeit nur dann adäquat begegnen können, wenn wir Jungen- und Mädchenfragen miteinander verbinden.

Zusammenführen, was lange getrennt war

Die Kooperation von Jungen- und Mädchenarbeit ist Grundlage eines erweiterten Verständnisses von Geschlechterpädagogik: Lange Zeit sind sie weitestgehend getrennte Wege gegangen, die beiden geschlechtsbezogenen und geschlechtshomogenen Ansätze Mädchenarbeit und Jungenarbeit. Jedes der beiden Konzepte und seine Protagonist_innen konzentrierten sich auf die jeweilige Geschlechtergruppe der Mädchen und der Jungen, bemüht, sie zu verstehen, sie zu begleiten und ihnen Angebote zu machen. Beide Ansätze wollen die geschlechterstereotype Welt, in der Mädchen und Jungen aufwachsen, verstehen und die Wünsche und Spielräume in der geschlechtlichen Selbstinszenierung erspüren und ausloten. Die feministischen Wurzeln der Mädchenarbeit gründen auf einer umfassenden Kritik patriarchaler Geschlechterverhältnisse in den 1970er-Jahren und der Benennung von Jungen und Männern als Protagonisten dieses Gesellschaftssystems. Kooperation mit der Täterseite erschien nicht angezeigt. Dies war eine zu diesem Zeitpunkt nach-

vollziehbare, richtige und wichtige politische Entscheidung, die erst zu dem heutigen umfassenden Wissen über Geschlechterpädagogik geführt hat.

Die Jungenarbeit entwickelte sich mit unterschiedlichen Positionen zum Geschlechterverhältnis. Bereits in den 1980er-Jahren setzten sich auch Männer in der Sozialen Arbeit und Erziehung kritisch mit patriarchalen Strukturen auseinander und etablierten eine Jungenarbeit, die auf feministischen Analysen der Geschlechterverhältnisse basierte und das Konzept hegemonialer Männlichkeit aufdeckte und kritisierte.² So wuchs das Interesse aufseiten der Mädchen wie der Jungenarbeit, nach gemeinsamen Zielen und Interessen zu suchen und Austausch und Vernetzung anzustreben. Dafür gab es unterschiedliche Motivlagen: Eine war die Erkenntnis, dass für eine grundlegende Neuorientierung der Geschlechterverhältnisse alle Geschlechtergruppen und ihre Protagonist_innen gebraucht werden.

Während sich in der Praxis und auf Ebene der Landesarbeitsgemeinschaften der Mädchen- und Jungenarbeit seit einigen Jahren Kooperationen etablieren, gab es bis dato auf der Bundesebene keine respektive kaum Berührungen zwischen den Arbeitsfeldern. Gleichwohl ist beiden Bundesarbeitsgemeinschaften³ bewusst, dass gerade von einer Kooperation auf Bundesebene wichtige Signale für die Praxis von Mädchen- und Jungenarbeit ausgehen würden.

Fair_play⁴: ein gemeinsames Projekt der BAGs Jungenarbeit und Mädchenpolitik

Mitte 2012 mündeten die noch jungen Kooperationsbestrebungen auf Bundesebene in ein gemeinsames Projekt: »fair_play Partizipation und Genderperspektive in der außer-

1 Der Unterstrich, der die Worte fair und play im Namen des Projekts verbindet, verweist auf das Kontinuum von Geschlechtern. Diesen Unterstrich verwenden wir auch immer dann, wenn wir Personengruppen mehr als eines Geschlechts benennen.

2 vgl. die Entwicklung der antisexistischen Jungenarbeit: Heimvolkshochschule »Alte Molkerei Frille«: Parteiliche Mädchenarbeit & Antisexistische Jungenarbeit. Abschlussbericht des Modellprojekts »Was Hänschen nicht lernt, verändert Clara nimmer mehr!« Geschlechtsspezifische Bildungsarbeit für Jungen und Mädchen. Frille (Eigenherausgabe) 1989

3 Die BAG Jungenarbeit wurde erst 2010 gegründet, während es die BAG Mädchenpolitik bereits seit 1999 gibt.

4 Weitere Informationen zum Projekt auf der Homepage der BAG Jungenarbeit www.bag-jungenarbeit.de und der BAG Mädchenpolitik www.maedchenpolitik.de

schulischen Jugendbildung«. Damit ist die Kooperation von Mädchen- und Jungenarbeit auch auf Bundesebene angekommen. Und mehr noch: Das Projekt führt darüber hinaus weitere Ebenen pädagogischer Arbeit und Ansätze zusammen, die so unter der Genderperspektive bislang noch nicht verbunden waren:

- Partizipation verstanden als Selbstwirksamkeitserfahrung, insbesondere von sozial ausgegrenzten Jugendlichen;
- Mädchen- und Jungenarbeit auf Bundes-, Landes- und kommunaler Ebene;
- Konzeptentwicklung, Beratung und Praxisumsetzung;
- Jugendhilfe mit Behinderten- und Flüchtlingsarbeit, Arbeit zum Thema Intersexualität, Jugendkultur- und Migrationsarbeit;
- Geschlechterperspektiven über Mädchen- und Jungenarbeit hinaus.

Die Kombination all dieser Parameter fördert eine intersektionelle⁵ Perspektive sowohl in der Partizipationspraxis mit Jugendlichen als auch in der Geschlechterpädagogik. Bislang nebeneinander und unverbunden arbeitende Bereiche und Ebenen werden zusammengeführt und ergeben dadurch mehr als die Summe, nämlich eine neue Qualität von Arbeit, die Jugendlichen zugute und ihren vielfältigen und differenzierten Lebenswelten entgegenkommt. Für die geschlechtsbewusste Arbeit mit Mädchen_ und Jungen_⁶ wirft diese intersektionelle Perspektive neue Fragen und Anforderungen an Verschränkungen von Konzepten, Vernetzungsstrukturen und Haltungen auf. Diese zu beleuchten, konzeptionell zu entwickeln und praxisrelevant zu erproben ist der Kern des Projekts fair_play.

Fair_play – das Konzept

Fair_play ist, wie eingangs beschrieben, das erste Kooperationsprojekt von Jungen- und Mädchenarbeit auf Bundesebene⁷, gefördert im Rahmen des Innovationsfonds im Kinder- und Jugendplan des Bundes und damit durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ). Trägerin des vom 1. Juli 2012 bis 31. Dezember 2013 laufenden Projekts ist die BAG Jungenarbeit, Kooperationspartnerin die BAG Mädchenpolitik, die Projektleitung liegt bei MICHAEL DROGAND-STRUD für die BAG Jungenarbeit und DR. CLAUDIA WALLNER für die BAG Mädchenpolitik.

Ziele des Projekts sind

- Qualitätsmerkmale und gute Beispiele bereits existierender mädchen- und jungengerechter Partizipation zu identifizieren und breit zu diskutieren,
- herauszufinden, was Partizipation mit Jugendlichen schwierig macht oder behindert,
- gendergerechte Partizipationsprojekte durchzuführen und zu dokumentieren, die aus der Kooperation von Mädchen- und Jungenarbeit heraus entwickelt werden,
- Elemente gendergerechter Partizipation zu ermitteln, die einen Beitrag zum Abbau von Geschlechterhierarchien und von sozial-kulturellen Zuschreibungen an Geschlecht leisten sowie den Blick auf die Vielfalten von Geschlecht öffnen,
- intersektionelle Ansätze in Partizipationsprojekten zu identifizieren.

Das Projekt nimmt damit zwei unterschiedliche Blickwinkel auf die Partizipation von Jugendlichen ein, um sie im Anschluss miteinander zu verbinden:

- Auf der konzeptionellen Ebene sollen mithilfe der bundesweiten Vernetzungsstrukturen der beiden beteiligten BAGs Jungenarbeit und Mädchenpolitik jene Partizipationsansätze und -projekte eruiert und gewürdigt werden, die bereits gendergerecht arbeiten, die in Kooperation von Mädchen- und Jungenarbeit entwickelt und durchgeführt werden und die intersektionelle Dimensionen berücksichtigen. Hieraus sollen unter breiter Beteiligung unterschiedlicher Akteur_innen Bausteine entwickelt werden, die dazu beitragen, die Partizipation von Jugendlichen gendergerecht auszugestalten.
- Auf der Praxisebene sollen Partizipationsprojekte mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen (im Alter von 12 bis 25 Jahren) entwickelt und durchgeführt werden, die solche Bausteine einer gendergerechten Ausrichtung berücksichtigen. Durch die Auswertung dieser Partizipationsprojekte können die Bausteine überprüft, weiterentwickelt und schlussendlich der Fachöffentlichkeit zur Diskussion und Verfügung gestellt werden.

Das Projekt »fair_play« versteht sich als ein Projekt, das zur Weiterentwicklung von Partizipationspraxis beitragen will, indem es die Ressourcen und Strukturen der BAG Jungenarbeit in Kooperation mit der BAG Mädchenpolitik nutzt, innovative Ideen bundesweit identifiziert und auswertet und neue Praxisansätze entwickelt, durchführt, dokumentiert und verbreitet.

Innerhalb dieses Projekts werden insgesamt sechs Praxisprojekte gefördert, d.h. finanziell unterstützt, konzeptionell beraten, vernetzt und qualifiziert. Die Projekte werden bundesweit ausgeschrieben. Bewerben können sich solche Partizipationsprojekte, die explizit Jugendliche jeden Geschlechts fokussieren, die in Kooperation von Mädchen- und Jungenarbeit durchgeführt werden, einen gendergerechten Ansatz verfolgen und die intersektionelle Dimensionen berücksichtigen.

Fair_play – die Umsetzung

Wesentliche Voraussetzungen für fair_play und damit für die Entwicklung von Gender- und intersektionellen Perspektiven im Bereich der Jugendarbeit waren zwei Punkte: zum einen, dass Institutionen und Personen sich der Idee öffnen,

- 5 Intersektionalität beschreibt die Überschneidung (engl. intersection = Schnittpunkt, Schnittmenge) von verschiedenen Diskriminierungsformen in einer Person. Intersektionalität untersucht Macht-, Herrschafts- und Normierungsverhältnisse, durch die soziale Strukturen hergestellt und reproduziert werden. Analysiert wird, wie soziale Ungleichheiten zustande kommen, wie sie in Wechselbeziehung zueinander stehen und wie sich welche Ungleichheitskategorien aufgrund ihrer Verschränkungen gegenseitig abschwächen oder verstärken.
- 6 Wenn wir hier die weibliche und männliche Sprachform nutzen, sind wir uns des biologischen und sozialen Kontinuums von Geschlechtern bewusst. Als Mädchen und Jungen verstehen wir all diejenigen, die sich diesen Geschlechtern zugehörig fühlen, und anerkennen gleichzeitig die Vielfalt von Geschlechtern in den Bereichen Sexualität, Gender und Begehren.
- 7 Im Rahmen von fair_play wird für sechs Träger der Kinder- und Jugendhilfe die Entwicklung und Durchführung je eines dreitägigen Projekts mit 12 Jugendlichen gefördert.

in Kooperation zu treten, wo dies bislang nicht oder nur partiell stattgefunden hat; zum anderen die Anerkennung, dass die Differenzierung in Mädchen und Jungen alleine nicht ausreicht, um alle Jugendlichen gleichwertig in den Blick zu nehmen und zu beteiligen.

Bundesweite Onlinebefragung

Eine gemeinsame bundesweite Onlinebefragung der beiden BAGs erbrachte nicht nur wichtige Erkenntnisse zu der Frage, inwiefern es bereits in Deutschland Partizipationsprojekte gibt, die genderorientiert und intersektionell in Kooperation von Mädchen- und Jungenarbeit arbeiten. Darüber hinaus zeigte sich, dass die gemeinsame Befragung der Praktikerr_innen bundesweit ein Zeichen zur Bedeutung von Kooperation zwischen Mädchen- und Jungenarbeit gesetzt hat: »Wir sind zwar nicht so ein Projekt, wie Ihr es sucht«, schrieb ein Trägervertreter, »aber Eure Fragen haben uns sehr inspiriert«. Offensichtlich wird die Kooperation der BAGs als positives Zeichen gewertet, gemeinsam den Weg zu einer geschlechtergerechten Kinder- und Jugendhilfe zu beschreiten.

Steuerungsgruppe und Expert_innenrunde

Das Prinzip, die üblichen Grenzen und Abgrenzungen zum Wohle von Jungen und Mädchen zu überschreiten, wurde auch in Bezug auf die das Projekt begleitende Steuerungsgruppe und die Expert_innenrunde eingehalten und führte zu ganz ähnlichen positiven Konsequenzen: In der Steuerungsgruppe arbeiten Vertreter_innen verschiedener Landesarbeitsgemeinschaften der Mädchen- und Jungenarbeit zusammen und beraten das Projekt. Hierdurch intensiviert sich auch die Kooperation von Mädchen- und Jungenarbeit auf Landes- und Bundesebene, gab es doch bislang kaum Gelegenheiten, sich über die Landesgrenzen hinweg kennenzulernen und zu vernetzen.

Die Expert_innenrunde stellt neben der Projektleitung die fachliche Beratung für die sechs Partizipationsprojekte sicher. Auch hier war bei der Auswahl der Expert_innen oberste Priorität, Jungen- und Mädchenarbeit neue Perspektiven durch die Flankierung durch Fachleute außerhalb der üblichen Themen und Institutionen zu eröffnen: das Archiv der Jugendkulturen eröffnet Perspektiven in jugendkulturelle Szenen, der Verein mixed pickles bietet Mädchenarbeit auch für Mädchen mit geistiger Behinderung an, das Mädchenzentrum Amazone aus Österreich bildet Mädchen zu Peers aus, die wiederum mit anderen Mädchen arbeiten und so eine besondere Qualität in die Partizipationskultur bringen. Der Bundesverband unbegleitete minderjährige Flüchtlinge führt ein Partizipationsprojekt im Rahmen der stationären Jugendhilfe durch und erarbeitet dort, wie Jugendliche, die in Deutschland kaum Rechte haben, in ihrem Wohn- und Lebensumfeld Selbstwirksamkeit erfahren können. Das Netzwerk Männlichkeiten, Migration und Mehrfachzugehörigkeit verbindet Geschlechterfragen mit Migrationsthemen und eröffnet so intersektionelle Perspektiven, und beim Bundesverband des Paritätischen Bildungswerks arbeiten Jungenprojekte intergenerativ.

Die Idee der Auffächerung der beratenden Kompetenzen über die Jugendhilfe hinaus führte tatsächlich zu neuen Wegen und Perspektiven: Zwei der sechs Partizipationsprojekte, die gefördert werden, arbeiten mit Jungen und Mädchen mit geistiger Behinderung; ein Projekt sucht nach Wegen der besseren Interessenvertretung von Mädchen und Jungen im Rahmen des Betreuten Wohnens und fand Be-

ratung durch die Flüchtlingshilfe. Alle Partizipationsprojekte profitieren durch die vielfältigen und breit gefächerten Nachfragen und Anregungen, die eben durch die Zusammenführung von Bereichen und Menschen zustande gekommen sind.

Fortbildungsangebote

Das Projekt fair_play hat zwei zentrale Fortbildungen angeboten, die den Fachkräften der Jungenarbeit wie der Mädchenarbeit im Kontext von Partizipation neue Zugänge zu Mädchen und Jungen eröffnen können. Die Themen »Mediennutzung für die Mädchen- und Jungenarbeit« sowie »Jugendkulturen und Gender: Graffiti, Street Art und Interventionen zwischen Kunst, Kultur und Aktivismus« treffen dabei auf einen hohen methodischen und jugendkulturellen Bedarf bei Fachkräften der Kinder- und Jugendhilfe und Jugendarbeit.

Partizipationsprojekte für Jungen und Mädchen

Gefördert werden Jugendpartizipationsprojekte, die von Mädchen- und Jungenarbeit gemeinsam konzipiert, durchgeführt und ausgewertet werden, also explizit die Zusammenarbeit von Mädchen- und Jungenarbeit. Bewerben konnten sich nur Projekte, für die Jungenarbeiter_ und Mädchenarbeiterinnen_ gemeinsam ein Konzept entwickelt haben, und es muss die Bereitschaft bestehen, es gemeinsam mit und für Mädchen und Jungen durchzuführen und auszuwerten. Das bedeutet nicht, dass die Projekte über den gesamten Zeitraum koedukativ durchgeführt werden müssen. Vielmehr müssen die Kolleginnen und Kollegen gemeinsam entwickeln, wann es Sinn ergibt und Mädchen und Jungen guttut, gemeinsam zu arbeiten, wann getrennt und wie Verständigungen zwischen Mädchen und Jungen stattfinden können. Jungen- und mädchengerecht arbeiten heißt nicht nur, die Geschlechter zu trennen und je geschlechtsbewusst und gleichberechtigungsorientiert mit ihnen zu arbeiten. Darüber hinaus gilt es, neue Wege des Wechsels von gemeinsamem und getrenntem Arbeiten, von Überkreuzarbeiten (Frauen mit Jungen und Männer mit Mädchen) und Koedukation zu entwickeln. Denn nicht alle Mädchen und Jungen wollen zu jeder Zeit und zu jedem Thema getrennt voneinander sein. Nicht alle Jungen und Mädchen wollen immer lieber mit einer/einem Erwachsenen des eigenen Geschlechts arbeiten. Manche Jugendliche wollen oder können sich selbst biologisch, sozial-kulturell oder aus ihrem Begehren heraus nicht einem der beiden Geschlechter, die lange Zeit als einzige galten, zuordnen. Auch für sie ist es wichtig, dass geschlechterbewusste Projekte verschiedene Settings bereitstellen, ohne ihre Genderqualität zu verlieren.

Das erste Jugendpartizipationsprojekt wurde bereits in 2012 durchgeführt, die anderen fünf folgen im Frühsommer 2013, so dass hier noch keine Ergebnisse über das Gelingen der neuen Verschränkungskonzepte vorliegen. Aus dem bereits durchgeführten Projekt lässt sich aber berichten, dass Geschlechterverhältnisse sich ändern, sich immer neu konstituieren und an Bedeutung gewinnen oder verlieren, je nachdem, wie genderkompetente Pädagog_innen dies gestalten und zulassen.

Ein Beispiel: Eine Jugendgruppe aus einem Jugendzentrum in einer kleinstädtischen Region mit hoher Arbeitslosigkeit reiste für drei Tage nach Berlin: Das Reiseziel, die Unterbringung, die Anreise und das Programm sowie die Regeln, nach denen dort miteinander umgegangen werden sollte,

mussten Mädchen und Jungen gemeinsam planen bzw. entwickeln. Das veränderte den Stand der Mädchen im Jugendzentrum (wo sie bislang eher randständig und von den dominanten Jungen wenig anerkannt waren), zumal eines der Mädchen als einzige über Berlinerfahrung verfügte. Bereits im Zug nach Berlin veränderten sich die Geschlechterverhältnisse, weil auch die Jungen sich in die Hände des berlinerfahrenen Mädchens begaben. Wichtig war nun nicht mehr, dass sie die Jungen sind und deshalb das Sagen haben, sondern dass da eine Person war, die ihnen Sicherheit und Orientierung in Aussicht stellte, was die Bedeutung der Geschlechtszugehörigkeit für die Jungen in den Hintergrund schob. In Berlin setzten Gruppenhierarchien sich danach zusammen, wer in der doch bedrohlich großen Stadt aus Sicht der Jugendlichen welche Kompetenzen hat. Geschlechtergetrennte Gruppen hätten diese Entwicklungen nicht ermöglicht – ein genderinkompetentes Team allerdings auch nicht. Abends forderten die Jugendlichen dann regelmäßig geschlechtergetrennte Reflexionsrunden darüber ein, wie der Tag war und die gemeinsamen Verabredungen geklappt hatten, und am folgenden Morgen wurden die Ergebnisse auch auf Wunsch der Jugendlichen einander vorgestellt und diskutiert. Hier haben sich neue Dynamiken in den Geschlechterverhältnissen entwickeln können, weil getrennte und gemeinsame Erlebnisse und der Austausch darüber genderkompetent begleitet ermöglicht wurden.

Fazit: Es lohnt sich, mit Mädchen- und Jungenarbeit gemeinsam neue Wege zu gehen

Jungenförderung heißt auch Mädchenförderung und umgekehrt. Jungenarbeit und Mädchenarbeit sind zentrale Säulen einer geschlechtergerechten Pädagogik und Jugendhilfe, die aber um geschlechtsgemischte Ansätze erweitert werden muss, die es geschlechtergerecht auszugestalten gilt. Notwendig ist ein freies Spiel der miteinander verschränkten geschlechtergerechten Ansätze. Dafür ist unerlässlich, dass das sozialpädagogische Personal genderkompetent mit den Ansätzen »spielen« kann. Fair_play ist ein Projekt, in dem genau dies ausgetestet und konzeptionell entwickelt wird. Die Ergebnisse werden Ende des Jahres vorliegen und können dann auf den Homepages der Bundesarbeitsgemeinschaften Mädchenpolitik und Jungenarbeit abgerufen werden – für Mädchen, Jungen und Jugendliche aller Geschlechter.



Michael Drogand-Strud, Dipl.-Soz. Wiss. und Gestaltberater, ist freiberuflicher Bildungsreferent für Geschlechtersensible Pädagogik, Gender-Kompetenz, Jungenarbeit und Qualifizierung von Fachkräften. Er ist Mitglied im Vorstand der BAG Jungenarbeit und der LAG Jungenarbeit NRW, Genderbeauftragter des Arbeitskreises deutscher Bildungsstätten (AdB), Mitglied der Kommission Gender Mainstreaming und Chancengleichheit beim Landessportbund NRW. Gemeinsam mit Dr. Claudia Wallner leitet er das Projekt fair_play.

Kontakt:

Telefon: (0571) 94 19 545
 drogand-strud@bag-jungenarbeit.de
 www.bag-jungenarbeit.de



Dr. phil. Claudia Wallner ist Diplom-Pädagogin und arbeitet freiberuflich als Referentin, Praxisforscherin, Projektentwicklerin und Autorin in Deutschland, der Schweiz und Österreich. Ihre Schwerpunkte sind: Mädchenarbeit, weibliche Lebenslagen, Geschlechterverhältnisse, geschlechtsbezogene Aspekte der Bildung, Gender in der Kinder- und Jugendhilfe, der Wohnungslosenhilfe und in Frauenhäusern. Sie ist Gründungsmitglied der BAG Mädchenpolitik, Mitglied in der Frauenkommission der BAG Wohnungslosenhilfe, der LAG Mädchenarbeit NRW und bei FUMA.

Kontakt:

cwallner@bag-jungenarbeit.de
 www.claudia-wallner.de
 www.maedchenpolitik.de

Jungen zwischen tradierten Männerbildern und neuen Herausforderungen. Erfahrungen aus dem Beirat Jungenpolitik

Michael Meuser, Sylka Scholz

Was bedeutet es heute, ein Junge zu sein? Dieser Beitrag befasst sich mit der Arbeit des Beirats für Jungenpolitik, der seit mehr als zwei Jahren Ergebnisse der Jungenforschung auswertet, Leitbilder analysiert und deren Wandel und Wirksamkeit im Alltag von Jungen untersucht.

Einleitung: Der Beirat für Jungenpolitik

Vor dem Hintergrund einer Geschlechterpolitik, die sowohl an Frauen als auch an Männer adressiert ist, wurde im Mai 2011 von der Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend Dr. Kristina Schröder ein Beirat für Jungenpolitik einberufen. Der Beirat besteht insgesamt aus zwölf Mitgliedern: sechs unabhängigen Vertretern und Vertreterinnen aus Forschung und Praxis zum Thema Geschlechterverhältnisse, Männlichkeit, Jungen und Jungenarbeit sowie sechs männlichen Jugendlichen, die zum Zeitpunkt der Konstituierung des Beirats zwischen 15 und 17 Jahren alt waren. Die Jugendlichen bringen auf Basis eigener Erfahrungen die Vielfalt unterschiedlicher Lebenswirklichkeiten von Jungen ein und formulieren im Beratungsprozess die Bedürfnisse und Fragen männlicher Jugendlicher.

Angestrebt wird eine Jungenpolitik, die sich an den Lebenswirklichkeiten von Jungen ohne einseitige, negative oder klischeehafte Zuschreibungen orientiert. In diesem Sinne hat sich der Beirat damit befasst, wie Jungen aufwachsen, wie sie leben wollen und mit welchen gesellschaftlichen Erwartungen sie sich konfrontiert sehen. Er hat gegenwärtig gültige Leitbilder von Männlichkeit bzw. »Männlichkeitsnormen« herausgearbeitet, um zu erfassen, mit welchen – durchaus widersprüchlichen – Erwartungen Jungen heutzutage konfrontiert sind, und die Vielfalt der Lebenslagen und Lebenswelten von Jungen und deren unterschiedliche Lebenskonzepte erkundet, um zu ermitteln, wo sich Jungen heute und in Zukunft sehen. Der vorliegende Beitrag basiert auf drei Quellen: erstens im Beirat aufgearbeitete Befunde der Männlichkeits- und Jungenforschung, zweitens Erfahrungen, welche die jugendlichen Beiratsmitglieder in die Dis-

kussionen im Beirat eingebracht haben, und drittens Ergebnisse einer parallel zur Beiratsarbeit durchgeführten Studie des SINUS-Instituts, in der Fokusgruppendifkussionen mit Jungen und mit Mädchen durchgeführt wurden.

Herausforderungen traditioneller Männlichkeitsbilder

Ein Blick auf die Geschlechterverhältnisse zu Beginn des 21. Jahrhunderts zeigt eine Gleichzeitigkeit von Veränderungen und Kontinuitäten: Einerseits brechen zahlreiche überlieferte Muster auf, nach denen Männer und Frauen ihre Beziehungen geregelt haben; traditionelle Männerbilder verlieren an Orientierungskraft. Andererseits besteht die gesellschaftliche Machtposition der Männer weitgehend fort. Die Zentralen politischer und vor allem ökonomischer Macht sind weiterhin vorwiegend mit Männern besetzt, trotz einiger vor allem symbolisch wichtiger Ausnahmen, deren prominenteste derzeit die deutsche Bundeskanzlerin ist. Die wieder auflebende Diskussion über eine Quote für Führungspositionen in Unternehmen zeigt aber auch, dass die männliche Dominanz nicht mehr fraglos gegeben ist.

Fluchtpunkt tradierter Leitbilder von Männlichkeit ist eine »hegemoniale Männlichkeit« (CONNELL 1999). Dieser Begriff bringt zum Ausdruck, dass Männlichkeit mit gesellschaftlicher Macht und Dominanz verknüpft ist. Dies ist allerdings in mehrfacher Hinsicht differenziert zu betrachten. Dass es, gesellschaftlich gesehen, ein Über- und Unterordnungsverhältnis zwischen Männern und Frauen gibt, bedeutet nicht, dass sich jeder individuelle Mann in einer Machtposition befindet. Zudem gibt es Dominanz und Unterordnung nicht nur zwischen Männern und Frauen, sondern auch in Bezie-

hungen von Männern untereinander. Es gibt, wie CONNELL betont, nicht nur eine hegemoniale Männlichkeit, sondern auch Komplizenhafte, untergeordnete sowie marginalisierte Männlichkeiten. Männlichkeit ist kein einheitliches Gebilde, Männer sind keine uniforme Gruppe. Allerdings kommt der hegemonialen Männlichkeit eine besondere Bedeutung zu; sie stellt das Männlichkeitsideal bzw. das gesellschaftlich anerkannte Leitbild von Männlichkeit dar, auf das sich andere Formen von Männlichkeit beziehen (müssen), sei es positiv, indem sie sich daran orientieren, sei es negativ, indem sie sich davon abgrenzen (MEUSER 2010).

Männer und ihre Lebenslagen sind in jüngerer Zeit verstärkt in den Blick der Massenmedien geraten. Der Grundtenor des medialen Männlichkeitsdiskurses ist der einer Krise des Mannes bzw. der Männlichkeit. Buchtitel wie »Die Jungenkatastrophe« (BEUSTER 2006) oder »Das Ende der Männer« (ROSIN 2013) lassen auf eine dramatische Lage schließen. Spricht man mit Männern, gerade auch mit männlichen Jugendlichen, darüber, wie sie ihre soziale Lage erfahren, scheint die mediale Dramatisierung mehr den Erfordernissen einer Aufmerksamkeitsökonomie geschuldet zu sein als ein realistisches Bild der gegenwärtigen Umbrüche im Geschlechterverhältnis zu zeichnen.

Die Krisendiagnose ist überspitzt; gleichwohl verweist sie darauf, dass tradierte Positionen und Selbstverständnisse von Männern mit einer Reihe von nicht unerheblichen Herausforderungen konfrontiert sind. Hierzu gehören zum einen die durch die Frauenbewegung und deren Kritik männlicher Herrschaft bewirkten Verschiebungen im geschlechtlichen Positiongefüge, wie sie grob mit dem Begriff der Emanzipation der Frau umrissen sind. So verlieren vormalige Männerberufe wie die Polizei und das Militär ihren geschlechtsexklusiven Charakter und werden Frauen generell vermehrt zu Konkurrentinnen um berufliche Positionen. Im privaten Zusammenleben von Mann und Frau steigen die Ansprüche an eine Beteiligung des Mannes an Hausarbeiten und Kinderbetreuung; eine wachsende Zahl vor allem junger Männer will mehr am Familienalltag teilnehmen, als dies in der Generation ihrer Väter üblich war.

Zum anderen sind tradierte Männlichkeitsverständnisse durch Strukturveränderungen im Feld der Erwerbsarbeit herausgefordert. Erwerbsarbeit, Leistung und Erfolg im Beruf sind der Kern tradierter Männlichkeitskonstruktionen unter industriegesellschaftlichen Bedingungen. Erwerbsarbeit allein ermöglicht es, die Rolle des Ernährers der Familie auszufüllen, und sie strukturiert darüber hinaus männliche Biografien. Bittet man Männer, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, tun sie dies typischerweise entlang der Berufsbiografie (SCHOLZ 2004). Die neoliberale Reorganisation der Wirtschaft zieht der erwerbszentrierten Männlichkeitskonstruktion tendenziell den Boden weg. Das sog. Normalarbeitsverhältnis, gekennzeichnet durch Arbeitsplatzkontinuität und wohlfahrtsstaatliche Absicherung, verliert an Bedeutung. Diskontinuierliche und prekäre Beschäftigungsverhältnisse, die vor allem Erwerbsverhältnisse von Frauen kennzeichnen, bestimmen in wachsendem Maße auch die berufliche Situation von Männern.

In den Umbrüchen in der Arbeitswelt deutet sich eine Entwicklung an, die auch in anderen Bereichen der sozialen Welt zu beobachten ist: Männlichkeit verliert mehr und mehr ihre traditionellen institutionellen Orte und damit den Charakter des Selbstverständlichen. Sie ist damit nicht notwendigerweise in einer Krise, wird aber in wachsendem Maße zu einer Gestaltungsaufgabe, zu deren Bewältigung der Rekurs

auf tradierte Muster sich als wenig aussichtsreich erweist. Ob die skizzierten Herausforderungen als Belastung erfahren oder als Chancen gesehen werden, neue männliche Lebensweisen jenseits tradierter Muster zu praktizieren, muss derzeit als eine empirisch offene Frage gelten.

Aufwachsen mit konkurrierenden Männlichkeitsbildern

Jungen sehen sich diesen Herausforderungen in einer Lebensphase gegenüber, die im individuellen Entwicklungsprozess von einer Suche nach einer erwachsenen Geschlechtsidentität geprägt ist. Dass diese Suche gegenwärtig in einer Epoche abläuft, in der tradierte Männlichkeitsmuster zwar stark in der gesellschaftlichen Kritik stehen, neue Männlichkeitsentwürfe aber noch nicht auf eine allgemeine gesellschaftliche Akzeptanz stoßen, potenziert die Herausforderungen. Männliche Jugendliche formulieren ihre Wünsche und treffen ihre Entscheidungen hinsichtlich des weiteren Lebenswegs heute vor dem Hintergrund konkurrierender Männlichkeitsbilder. Im Zuge gesellschaftlicher Individualisierung können sie in deutlich geringerem Maße als die Generation ihrer Väter auf die Kontinuität tradierter Männlichkeitsmuster setzen; und sie wollen dies auch meistens nicht.

Gleichwohl sind traditionelle Männlichkeitsbilder und -normen nicht außer Kraft gesetzt. Sie machen sich sowohl in den alltäglichen Lebenswelten als auch in den Lebensentwürfen männlicher Jugendlicher und junger Männer geltend, stehen aber in einem Spannungsverhältnis zu parallel dazu existierenden Neuorientierungen und veränderten Erwartungen. In der alltäglichen Lebenswelt von Jugendlichen kommt der Peergroup eine sehr hohe Bedeutung im Sozialisationsprozess zu. Im Jugendalter findet Sozialisation überwiegend als Selbstsozialisation statt. In der Peergroup sozialisieren sich die Gleichaltrigen und in der Regel Geschlechtlichen wechselseitig. Sie ist lebensgeschichtlich der erste Ort, an dem Heranwachsende, ohne der Kontrolle Erwachsener (Eltern, Lehrerinnen/Lehrer) zu unterliegen, Identitäten erproben können, die dem Lebensgefühl der Gleichaltrigen entsprechen und unter ihnen Akzeptanz finden. Sie ist »zugleich eine Lösung für die prekäre Balance zwischen Zwängen und Verbindlichkeiten einer gemeinsamen Gruppenidentität einerseits und dem Verlangen nach individuellen Freiräumen andererseits« (WETZSTEIN u.a. 2005, S. 20f.).

In Peergroups von Jungen spielen tradierte Männlichkeitsnormen und -muster weiterhin eine große Rolle. Die Kommunikation und die Interaktion in den männlichen Peergroups sind in hohem Maße wettbewerbsorientiert. Sich dem Wettbewerb zu stellen und darin zu bewähren bringt Anerkennung seitens der Peers. Der Wettbewerb reicht von scherzhaften verbalen Duellen (Frotzeleien, rituelle Beleidigungen, »Dissen«) über körperrisikantes Verhalten (Wettrinken, Risikosportarten) bis hin zu ernsthaften körperlichen Auseinandersetzungen (Schlägereien). Damit werden tradierte Muster von Männlichkeit, insbesondere das Streben nach Überlegenheit, gleichsam spielerisch eingeübt. Sich dem Wettbewerb zu entziehen wird mit einem Statusverlust in der Peergroup bezahlt. In der männlichen Peergroup gibt es einen nicht geringen Erwartungsdruck, dass die Mitglieder sich als am Ideal der hegemonialen Männlichkeit orientiert darstellen (MEUSER 2007). Dies verschafft Anerkennung.

Umgekehrt hat die Weigerung, dies zu tun, häufig negative Sanktionen bis hin zur Ausgrenzung aus der Gruppe zur Folge. In der Interaktion mit Mädchen ist die Inszenierung einer hegemonialen Männlichkeit hingegen weitgehend kontraproduktiv, sie steht der Anbahnung von Kontakten entgegen. Dies erzeugt Ambivalenzen, deren Bewältigung von den Jungen eine nicht geringe Flexibilität verlangt. Diese Unterschiede schlagen sich in Forschungsergebnissen nieder, die auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinen. In individuellen Befragungen männlicher Jugendlicher spielt das Muster der hegemonialen Männlichkeit eine sehr viel geringere Rolle als in Studien zu männlichen Peergroups. Damit werden unterschiedliche Erfahrungsdimensionen gespiegelt, die beide die Lebenswirklichkeit von Jungen heute bestimmen.

Lebensentwürfe männlicher Jugendlicher

In einer im Beirat durchgeführten Gruppendiskussion zu der Frage: »Was bedeutet es heutzutage, ein Junge zu sein?« (vgl. SCHOLZ 2013) entfalteten die männlichen Jugendlichen hochgradig offene und flexible Lebensentwürfe, die nicht mehr oder noch nicht der hegemonialen, industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion – also einer von der Berufarbeit und der Position des Familienernährers bestimmten Lebensführung – verpflichtet sind. Die Jungen positionierten sich in der Gesprächssituation weniger als »Jungen« und mehr als Heranwachsende mit einem hohen Anspruch auf Individualität. Man kann deshalb von einem kollektiven Deutungsmuster »Ju(n)gendlichkeit« sprechen, das jedoch implizit männlich vergeschlechtlicht ist. Auf explizite Nachfrage betonten sie die Pluralität heutiger Geschlechterbilder, die sich in den Aushandlungsprozessen der Gruppe, was Junge- bzw. Mädchensein bestimme, durchaus als stereotyp erwiesen. Aber diese Stereotypisierungen wurden von den Jungen selbst immer wieder reflektiert und hinterfragt. Beziehungen zu gleichaltrigen Mädchen sind den Jungen sehr wichtig, auch berichten sie von gemischtgeschlechtlichen Gruppen, mit denen sie ihre Freizeit verbringen. Der Umgang mit Mädchen im Allgemeinen und der Partnerin im Besonderen wird als einerseits selbstverständlich und andererseits kompliziert beschrieben. Interessanterweise betonen die befragten Jungen, dass sie sich in die Situation der Mädchen/Partnerin hineinversetzen, die Probleme verstehen wollen. Von einer emotional distanzierten Haltung, wie sie Jungen oftmals zugeschrieben wird, kann nicht die Rede sein.

In anderen Diskussionsrunden des Beirates ließ sich nun beobachten, dass die männlichen Jugendlichen in bestimmten Kontexten auf die bekannten Leitbilder von Männlichkeit zurückgriffen. In einer thematischen Diskussion zur Berufswahl herrschte einerseits eine große Offenheit gegenüber sozialen Berufen, aber solche Berufswahlen wurden andererseits als unrealistisch eingeschätzt, da sie aufgrund geringer Entlohnung und eingeschränkter Aufstiegschancen einer beruflichen Karriere und auch einer Familiengründung nicht förderlich seien. In solchen Kontexten tauchte das industriegesellschaftliche Leitbild des männlichen Ernährers unvermittelt wieder auf. Auch wurde eine außerhäusliche Kinderbetreuung von kleinen Kindern von den meisten Jugendlichen abgelehnt und die Kindererziehung der zukünftigen Partnerin zugeschrieben. Vorstellungen einer engagierten Vaterschaft haben in dieser Lebensphase (noch) keine Bedeutung. Im Gegenteil: die Jungen nehmen wahr, dass sich

gleichaltrige Mädchen bereits Gedanken um Familie und Kinder machen. Das befremdet sie einerseits, erklärt sich für sie aber daraus, dass die Geburt eines Kindes eine Frau ganz anders betrifft als einen Mann. Aus ihrer Sicht wird eine Familiengründung ihr Leben nicht wesentlich verändern. Eine »generative Perspektive«, verstanden als Übernahme von Fürsorgeaufgaben gegenüber der nächsten Generation, sei es in Form von leiblicher Elternschaft oder auf andere Weise, lässt sich in den Lebensentwürfen der männlichen Jugendlichen nicht feststellen. Aus einer sozialpsychologischen Sicht lässt sich die Übernahme von Generativität als zentrales Kriterium für eine gelungene Individuierung im Übergang zwischen Jugend- und Erwachsenenstatus bezeichnen (KING 2002).

Diese Befunde zu den Lebensentwürfen der Jungen bestätigen sich auch in der begleitenden Studie des SINUS-Instituts: Es zeigte sich, dass die befragten Jugendlichen kaum konkrete Zukunftspläne haben (vgl. CALMBACH/DEBUS 2013). Während sich die befragten Mädchen zumindest in Ansätzen mit einer späteren Vereinbarung von Beruf und Familie beschäftigen, ist dies für die meisten der befragten männlichen Jugendlichen kein Thema. Werden nun in den Fokusgruppen Antworten eingefordert, so greifen die Jugendlichen auf Stereotype zurück. Aus einer männlichkeitssoziologischen Perspektive verweisen diese Ergebnisse auf zweierlei: Sie verdeutlichen ein gesellschaftliches Defizit von alternativen Männlichkeitskonstruktionen jenseits des Ernährerbildes. Die Jugendlichen sind offen für neue Vorstellungen von Männlichkeiten, haben aber keine eigenen Visionen. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt die Evaluationsstudie »Neue Wege für Jungs«: Die Adressatengruppe ist gegenüber alternativen Lebensentwürfen offen, in der Jungenarbeit werden ihnen aber von den männlichen Sozialarbeitern überwiegend Angebote gemacht, mit denen die polarisierte Zweigeschlechtlichkeit und die heterosexuelle Ordnung reproduziert werden (BUDE/KRÜGER 2010, S. 135).

Fazit

Die Diskussionen mit den Jungen im Beirat haben gezeigt, dass sich die Jungen des Wandels und der damit verbundenen Herausforderungen bewusst sind; ihnen fehlt es aber oft an konkreten Vorstellungen, wie sich ein Leben jenseits der tradierten Muster führen lässt. Sie wissen auch um gängige Geschlechterklischees, haben also ein reflexives Geschlechterwissen. Geschlecht sehen sie als eine soziale Rolle, die sich im Wandel befindet und sie haben ein Gespür für Ungleichheiten im Geschlechterverhältnis und wissen um Privilegien und Benachteiligungen bei beiden Geschlechtern. So sehen sie durchaus kritisch, dass Jungen mehr Freiheiten zugestanden werden als Mädchen und dass typische Frauenberufe schlechter entlohnt werden als typische Männerberufe. Dies habe u.a. zur Folge, dass Berufe im Erziehungs- und Pflegebereich auch dann nicht von Männern ergriffen werden, wenn sie Interesse daran haben. Insgesamt machen sie aber auch deutlich, dass viele ihrer Bedürfnisse und Probleme keine jungenspezifischen sind, sondern Bedürfnisse und Probleme von Jugendlichen, die Jungen wie Mädchen gleichermaßen betreffen. Geschlechterunterschiede werden gesehen, jedoch dominiert kein Denken in Geschlechterpolaritäten. Vielmehr nehmen die Jungen an, dass sich die Geschlechtsunterschiede verwischen und die Handlungsmöglichkeiten beider Geschlechter sich erweitern.

Jungen suchen – wie alle Jugendlichen – Orientierung, eine tiefgreifende Verunsicherung lässt sich aber trotz neuer Herausforderungen nicht beobachten. Stattdessen betonen sie die Freiheiten in einer pluralisierten Gesellschaft und sehen sich gegenüber den Mädchen immer noch im Vorteil, auch wenn sie Benachteiligungen des männlichen Geschlechts im Bildungssystem bemerken. Allerdings haben die skizzierten Herausforderungen einen wachsenden Bedarf an Jungenarbeit zur Folge, die den Jungen Wege zu zeigen vermag, wie sie auch jenseits tradierter Muster selbstgewisse, positiv erfahrene Männlichkeiten entwickeln können (wie es z.B. im Rahmen des Programms »Neue Wege für Jungs« geschieht). Hierfür ist es notwendig, die Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen, welche die Wünsche und Lebensentwürfe vieler Jungen kennzeichnen, ernst zu nehmen, z.B. dass sie sich in der Zukunft sowohl in der Rolle des Ernährers der Familie sehen als auch ein starkes Interesse daran haben, am alltäglichen Geschehen in der Familie und insbesondere an der Betreuung und Erziehung der Kinder teilzuhaben, oder dass sie sowohl eine berufliche Karriere anstreben als auch daran interessiert sind, ausreichend freie Zeit für die Verwirklichung außerberuflicher Interessen zu haben.



Prof. Dr. Michael Meuser ist seit 2007 Professor für Soziologie der Geschlechterverhältnisse an der TU Dortmund. Er ist Vorsitzender des Beirats Jungenpolitik beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des Deutschen Jugendinstituts. Seine Forschungsschwerpunkte sind: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Wissenssoziologie, Soziologie des Körpers und Methoden qualitativer Sozialforschung.

Kontakt:

michael.meuser@tu-dortmund.de



Privatdozentin Dr. Sylka Scholz, Soziologin, forscht und lehrt am Sonderforschungsbereich 804 »Transzendenz und Gemeinsinn« der TU Dresden. Sie ist Mitglied des Beirats Jungenpolitik beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Geschlechter- und Familiensoziologie, insbesondere Geschlechterverhältnisse in Ostdeutschland und Osteuropa, Männlichkeitsforschung, Methoden der qualitativen Sozialforschung.

Kontakt:

sylka.scholz@tu-dresden.de

Literatur

- BEUSTER, FRANK (2006): Die Jungenkatastrophe. Das überforderte Geschlecht. Reinbek: Rowohlt
- BUDDE, JÜRGEN/KRÜGER, STEFANE (2010): Mehrperspektivische Evaluationsstudie: Jungenförderung durch das bundesweite Projekt Neue Wege für Jungs. In: Zeitschrift für Evaluationsforschung 9 (1), S. 125–136
- CALMBACH, MARK/DEBUS, KATHERINA (2013): Geschlechtsbezogene Differenzen und Gemeinsamkeiten unter Jugendlichen verschiedener Lebenswelten. Eine qualitative Untersuchung des SINUS-Instituts für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. In: Beirat Jungenpolitik (Hrsg.): Jungen und ihre Lebenswelten – Vielfalt als Chance und Herausforderung. Opladen/Farmington Hills, S. 61–119
- CONNELL, ROBERT W. (1999): Der gemachte Mann. Männlichkeitskonstruktionen und Krise der Männlichkeit. Opladen: Leske & Budrich
- KING, VERA (2002): Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Individuation, Generativität und Geschlecht in modernen Gesellschaften. Opladen: Leske & Budrich
- MEUSER, MICHAEL (2007): Serious Games. Competition and the Homosocial Construction of Masculinity. In: NORMA – Nordic Journal for Masculinity Studies 2, S. 38–51
- MEUSER, MICHAEL (2010): Geschlecht, Macht, Männlichkeit – Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit. In: Erwägen, Wissen, Ethik (EWE) 21, S. 325–336
- ROSIN, HANNA (2013): Das Ende der Männer und der Aufstieg der Frauen. Berlin: Berlin Verlag
- SCHOLZ, SYLKA (2004): Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer. Münster: Westfälisches Dampfboot
- SCHOLZ, SYLKA (2013): Was heißt es heutzutage ein Junge zu sein – Rollen-, Fremd- und Selbstbilder. In: Beirat Jungenpolitik (Hrsg.): Jungen und ihre Lebenswelten – Vielfalt als Chance und Herausforderung. Opladen/Farmington Hills, S. 120–136
- WETZSTEIN, THOMAS/ERBELDINGER, PATRICIA ISABELLA/HILGERS, JUDITH/ECKERT, ROLAND (2005): Jugendliche Cliques. Zur Bedeutung der Cliques und ihrer Herkunfts- und Freizeitwelten. Wiesbaden: VS Verlag

Jungenpolitik und Jungenarbeit

Reinhard Winter

»Ziel von Jungenpolitik ist es, strukturelle geschlechtsbezogene Bedingungen des Jungeseins positiv zu beeinflussen und die Lebenslagen von Jungen zu verbessern.« Inwieweit bereits jungenspolitische Konzepte entwickelt und umgesetzt werden und welche Positionen und Themen in Jungenpolitik und Jungenarbeit von Bedeutung sind, schildert Reinhard Winter im folgenden Beitrag.

Bis heute bleibt Jungenpolitik eher schwach entwickelt, während Jungenarbeit als spezielle pädagogische Praxis auf eine mittlerweile über 30-jährige Geschichte zurückblicken kann (vgl. SIELERT 2008). Personell waren die seit den 1980er-Jahren lokal und regional jungenspolitisch Aktiven identisch mit den Praktikern der Jungenarbeit. So blieb Jungenpolitik lange Zeit allenfalls ein notwendiges Nebenprodukt der Jungenarbeit.

In den letzten Jahren hat sich dies allmählich verändert: Durch die Fachdiskurse der Jungenarbeit und -pädagogik, durch Boys' Day-Initiativen und Großprojekte wie »Neue Wege für Jungs« (s.a. den Beitrag von M. CREMERS und J. KRABEL in diesem Heft, d. Red.), aber auch durch Fachkräfte, die Jungenthemen benannten, wurde Jungenarbeit zunehmend auch ein politisches Thema. Die Medien entdeckten die »armen Jungen«, sie stürzten sich auf die Ergebnisse der PISA-Studien und Gesundheitsstatistiken. Dadurch wurde allmählich auch die allgemeine Jugend- und Bildungspolitik auf Jungen aufmerksam. Auf der Mädchen- und Frauenseite ist diese Verknüpfung von Anfang an stabiler gewachsen; Mädchenarbeit definierte sich immer schon bezogen auf Frauenpolitik. Mit dieser Verknüpfung ins Politische tat und tut sich die Jungenarbeit schwer – bislang auch deshalb, weil nicht verbunden werden kann, wo nichts oder nur wenig ist.

Jungenarbeit und Jungenpolitik befinden sich immer in einer Spannung zwischen Dramatisierung und Bagatellisierung. Dramatisierung überspitzt und verallgemeinert: »Alle Jungen« sind betroffen, jeder Junge ist benachteiligt, allen geht es schlecht. Eine Dramatisierung stellt die Wirklichkeit verzerrt dar und führt dadurch in die Irre. Gleichwohl ist sie wegen der hohen Wahrnehmungs- und Handlungsschwelle von Politik und Medien bisweilen nützlich oder unvermeid-

lich. Fachlich schadet Dramatisierung, da sie Wahrnehmung verzerrt und von echten Problemlagen ablenkt. Bagatellisierung negiert dagegen einerseits die Notwendigkeit, sich überhaupt jungenspolitischen Themen zu widmen. Wer davon überzeugt ist, dass Mädchen stets das benachteiligte Geschlecht darstellen, dem oder der leuchtet der Bedarf nach Jungenpolitik nicht ein. In der Genderdebatte wird, auch von fachlicher und politischer Seite, fast ausschließlich an Mädchen bzw. Frauen gedacht. Jungenpolitik und Jungenarbeit werden unter diesem Blickwinkel eher verhindert denn ermöglicht oder gar gefördert.

Jungenpolitik

Politische Anforderungen einer geschlechtsbezogenen Qualifizierung von Bildung und Sozialer Arbeit wurden bisher nur wenig eingelöst. So besteht eine der wenigen fachlichen Vorgaben des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (KJHG) in der Verpflichtung, alle Angebote und Leistungen an Lebenslagen von Jungen und Mädchen auszurichten (§ 9 Abs. 3 KJHG). Durch fehlenden politischen Willen und mangelhafte Kontrolle ist die Umsetzung in der Breite äußerst beschränkt. Auch die zu Beginn der 2000er-Jahre entstandene Hoffnung, dass die Verknüpfung von Geschlechterpolitiken und -pädagogiken durch Gender Mainstreaming befeuert würde, wurden enttäuscht: Die Idee des Gender Mainstreaming blieb nach kurzem Aufruhr und halbherziger Umsetzung bereits in den Kinderschuhen stecken; seither ist ihre Durchsetzung auf Bundes- und Länderebene schwierig und scheint oft auf »Keyword-Dropping« beschränkt zu werden. Wo in allen jugendpolitischen Bereichen Geschlecht überhaupt berücksichtigt wird, werden

Jungen meist »vergessen«; die Perspektive reduziert sich auf Mädchen. Allein aus diesen Gründen ist eine eigenständige Jungenpolitik unverzichtbar.

Praktische Jungenpolitik wurde seit den 1990er-Jahren zögerlich auf kommunaler und Kreisebene entwickelt: vorwiegend als Jungenarbeitskreise, in seltenen Fällen auch als anerkannte Arbeitsgemeinschaft nach §78 KJHG (vgl. LIPKOW 2010); explizit jungenspolitische Strategien oder Forderungen tauchen aber auch dort nur marginal auf. Ebenso haben die in vielen Bundesländern entstandenen Landesarbeitsgemeinschaften für Jungenarbeit vorwiegend fachliche, weniger politische Vertretungsinteressen. In einem größeren Rahmen hat Jungenpolitik erst seit wenigen Jahren einen Aufschwung erfahren. Fachlich seit langem gefordert, wurde 2009 im Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) ein Referat (415) »Gleichstellungspolitik für Jungen und Männer« eingerichtet, im selben Ministerium wurde 2010 ein »Beirat für Jungenpolitik« einberufen (vgl. den Beitrag von M. MEUSER und S. SCHOLZ in diesem Heft, d. Red.). Im ebenfalls 2010 gegründeten »Bundesforum Männer« wurde eine Fachgruppe »Jungen« installiert. Schließlich hat sich im Dezember 2010 eine zaghaft auch politisch aktive Bundesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit zusammengeschlossen (s.a. Infothek, d. Red.).

Jungenpolitik vertritt Interessen von Jungen, also von Kindern oder Jugendlichen männlichen Geschlechts vor dem Erwachsenenstatus. Ziel von Jungenpolitik ist es, strukturelle geschlechtsbezogene Bedingungen des Jungeseins positiv zu beeinflussen und die Lebenslagen von Jungen zu verbessern (vgl. WINTER 2012). Diese Anliegen richten sich sowohl auf Jungen allgemein (auf »die« Jungen), wie auch auf spezielle Gruppen von Jungen in besonderen Lebenslagen. Jungenspolitisches Engagement ist besonders dort vonnöten, wo Jungen strukturell – d.h. im Zusammenhang mit ihrem Geschlecht oder aufgrund ihres Geschlechts – benachteiligt werden, wo sie besonderen Risiken ausgesetzt sind und wo sie wegen den ihnen angebotenen Männlichkeitsvorstellungen Probleme bekommen oder verursachen.

Jungenpolitik differenziert

Da sich Jungen erheblich unterscheiden, muss Jungenpolitik differenzieren: Nicht alle Jungen sind benachteiligt oder schwierig, nicht alle benötigen in gleicher Weise jungenspolitischen oder fachlichen Beistand. Besondere Verantwortung hat Jungenpolitik gegenüber Jungen in Lebenslagen, die von herkömmlichen Männlichkeitsnormalitäten und -bildern abweichen. Dazu gehören z.B. Jungen, die Opfer von Gewalt wurden, Jungen mit Handicaps, schwule Jungen, sozial ausgegrenzte Jungen (z.B. junge männliche Obdachlose oder jugendliche Stricher), bildungsbenachteiligte Jungen, übergewichtige und depressive Jungen oder – im Themenbereich Berufswahl – solche mit atypischen Lebensentwürfen (z.B. Ballett-Tänzer, Friseur, Dressurreiter).

Ideen und Bilder von Männlichkeit sind für Jungenpolitik genderbezogen bedeutsam. So kann sich Jungenpolitik zwar jungensympathisch, aber dennoch männlichkeitskritisch positionieren: Männlichkeitskritik ist besonders dort vonnöten, wo Jungen unter traditionellen oder einengenden Bildern von Männlichkeit in ihren Optionen oder Potenzialen beschränkt werden, oder wo solche Bilder zu problematischen, sozial unverträglichen Verhaltensweisen führen; auch dort, wo sich »neue alte« Idealisierungen einschlei-

chen, hat Jungenpolitik kritische Positionen zu vertreten (z.B. das Stereotyp der wilden Jungen, die alle in Kindertageserziehung und Schule ausgebremst würden).

In Jungenpolitik wie auch in der Jungenarbeit dominieren problemorientierte Diskurse. Zugänge zu einem gelückten, gelingenden Jungesein oder zu Aspekten der geschlechtlichen Bildung jenseits von Risiken, Katastrophen und Abstürzen bleiben im Hintergrund. Aufgabe von Jungenpolitik ist es aber auch, Ziele und Utopien männlicher Geschlechtlichkeit zu entwickeln und sich darauf auszurichten: Wie ist das Männliche, wenn es gelingt, etwa in Bezug auf Berufs- und Hausarbeit, Sexualität, Konfliktregelung, Genuss, Entspannung?

Positionen und Themen der Jungenpolitik

Mit eigenständigen Positionen tun sich die wenigen Akteure der Jungenpolitik schwer. Denn im Gegensatz zu den Ursprüngen von Mädchenpolitik und -arbeit bietet sich auf der Jungenseite kein allgemein akzeptierter theoretischer Hintergrund, aus dem politische Forderungen abgeleitet werden können. Auch personell steht Jungenpolitik auf schwankendem Boden: Neben ausgewiesenen Jungenexperten sind Co-Feministen (THEUNERT 2013), jungensbewegte Überzeugungstäter und männerrechtlerische Splittergruppen aktiv. Dass es dabei schwierig ist, politische Positionierungen zu entwickeln, liegt auf der Hand.

Die Themen, mit denen sich Jungenpolitik befasst oder für die sie sich einsetzt, sind so vielfältig wie das Jungensein. Jungenpolitik generiert ihre Themen jeweils aus ihrer fachlichen Kenntnis von Jungen, sie ist in erster Linie Fachpolitik. Ihre thematischen Horizonte sind entsprechend breit – aber über weite Strecken kaum für politische Auseinandersetzungen aufbereitet. Stellvertretend für viele Themen können hier nur zwei herausgegriffen und kurz angerissen werden:

- Die Sexualität von Jungen (und Männern) ist häufig Anlass zu Sorge und Kritik (vgl. MATTHIESEN 2013; WANIELIK 2013). Gleichwohl wird die sexuelle Bildung von Jungen vernachlässigt und weitgehend kommerziellen Interessen überlassen. Hier ist Jungenpolitik gefordert. Wo sich Jungensexualität kritisch entwickelt, ist das ein Hinweis auf eine problematische Aneignungssituation, die von »schwierigen« Erwachsenen verursacht wird: Diese stellen dementsprechend eine wichtige Zielgruppe für Jungenpolitik dar. Die Datenlage zur »Jugendsexualität« ist zwar gut, die Gendersichtweise bleibt aber meist auf Sex-Grundkategorien (Mädchen/Jungen) beschränkt, allenfalls nach Migration wird zusätzlich differenziert (vgl. BZGA 2010). Deshalb ist es kaum möglich, Fragen zur Jungensexualität empirisch seriös zu beantworten; repräsentative Daten zu Differenzierungen unter Jungen gibt es in Bezug auf Sexualität nicht, Unterschiede unter Jungen bleiben verdeckt. Die Perspektive auf Jungen und ihre Sexualität als eigenes Thema scheinen Politik, Wissenschaft und verantwortliche Institutionen bisher kaum zu interessieren (in der Shell-Studie ist Sexualität zum Beispiel kein Thema).
- Für die gesundheitliche Lage ist Geschlecht ein zentraler Einflussfaktor. Zahlreiche Studien weisen auf Probleme bei der Gesundheit von Jungen hin (vgl. z.B. KOLIP u.a. 2013; STIER/WINTER 2013). Im Bereich der allgemeinen Jungengesundheit sind Jungen z.B. von Unfällen und Suizid

häufig betroffen. In beiden Gebieten gibt es aber keine Vermittlung von Risikokompetenzen, keine Prävention oder spezielle Beratungsangebote für Jungen. Im Bereich der psychischen Gesundheit ist ADHS und die exzessive Verordnung von Medikamenten hoch problematisch (vgl. NEUBAUER/WINTER 2013). Im Hinblick auf die spezielle Jungengesundheit sind etwa Erkrankungen des Hodens bedeutsam. Qualifizierte Informationen für Jungen in Bezug auf Hodenerkrankungen – beispielsweise die Folgen des Hodenhochstands oder die Hodentorsion betreffend – gibt es aber nicht. Trotz einer Zunahme der Erkrankungen an Hodenkrebs sind derzeit keine Präventionsbemühungen auszumachen. Eine wahrnehmbare Jungenpolitik wäre hier notwendig. Ihren Bedarf zeigte auch kürzlich der Umgang mit der männlichen Genitalverstümmelung: Im Zweifel wird auf die Unversehrtheit von Jungen offenbar wenig Rücksicht genommen; nach nur einer Anhörung im Deutschen Bundestag wurde relativ schnell die Beschneidung von Jungen unter dem Druck legislativer Notwendigkeiten erlaubt. Möglicherweise wird die Gesundheit vieler Jungen unreflektiert dem scheinbaren Religionsfrieden geopfert. Wenn es dem Staate dient, so die Botschaft, darf das Recht von Jungen auf Unversehrtheit und Gesundheit umstandslos beschnitten werden.

Jungenarbeit

Wie Jungenpolitik sorgt auch Jungenarbeit für Bedingungen und für Förderung, damit sich Jungen »gut männlich« entwickeln können. Jungenarbeit zielt allerdings nicht primär auf strukturelle Veränderungen; sie setzt vielmehr in der pädagogischen Praxis direkt mit Jungen sowie den Menschen an, die mit ihnen arbeiten. Der Begriff »Jungenarbeit« umfasst Arbeitsansätze und Tätigkeiten im geschlechtsbezogenen Umgang mit Jungen in Erziehung, Pädagogik, Bildung, Sozialarbeit und -pädagogik, Psychologie und Betreuung. Sukzessive hat sich eine fachliche Definition für den Begriff etabliert: Unter »Jungenarbeit« wird die geschlechtsbezogene pädagogische Arbeit erwachsener (Fach-)Männer mit Jungen verstanden (BENTHEIM u.a. 2004, S. 8). Der Begriff »Jungenpädagogik« meint dagegen alle Formen geschlechtsbezogener pädagogischer Arbeit mit Jungen; selbstverständlich können auch Frauen oder Gleichaltrige mit Jungen geschlechtsbezogen pädagogisch arbeiten, auch im koedukativen Rahmen ist dies möglich (wenn auch nur beschränkt). Begrifflich ist Jungenarbeit also Teil der Jungenpädagogik.

Jungenarbeit ist maßgeblich ein fachliches Thema der Professionalisierung und Qualitätsentwicklung. Konzepte der Jungenarbeit betonen durchgängig, dass die Zielgruppe Jungen und Geschlechtshomogenität als Kriterien nicht ausreichen, damit aus der Arbeit mit Jungen tatsächlich Jungenarbeit wird: Der fachlich entwickelte Geschlechtsbezug zählt zu ihren elementaren Qualitätsmerkmalen; Qualifizierung der Jungenarbeiter und passende Methoden sind weitere essenzielle Voraussetzungen. Jungenarbeit findet also unter inhaltlichen, fachlichen und strukturellen Vorgaben statt – und ohne Beteiligung von Mädchen oder Frauen. Als strukturelle Intervention grenzt sich Jungenarbeit von geschlechtsgemischten Arbeitsformen und von geschlechtshomogener Arbeit mit Mädchen ab, inhaltlich-fachlich von Formen pädagogischer Arbeit, in denen Geschlecht nicht als explizit benannter und reflektierter Aspekt der Qualität inte-

griert wird (wie es üblicherweise in koedukativen Arbeitsformen der Fall ist).

In ihren Ursprüngen entstand »Jungenarbeit« bereits Anfang der 1980er-Jahre. Auslöser dafür waren teils Impulse und Forderungen der feministischen Mädchenarbeit (vgl. BERLINER PÄDAGOGINNENGRUPPE 1979, S. 90f.), teils praktische und theoretische Bezüge und Reflexionen von Männern in der Arbeit mit Jungen. In der Folge entstanden vielfältige praktische, konzeptionelle und theoretische Arbeiten zur Jungenarbeit, mit unterschiedlichen Hintergründen, Bezugspunkten, Zielsetzungen und Etiketten (vgl. BENTHEIM u.a. 2004, S. 59ff.; SIELERT 2008). In den Ansätzen und vor allem in der praktischen Arbeit sind die Unterschiede – abgesehen von wenigen extremen Ausnahmen – jedoch oft gar nicht groß.

Jungenarbeit ist primär pädagogische Praxis, die besonders qualifiziert wird: Sie stellt geschlechtsbezogene Qualität in der Arbeit mit Jungen und männlichen Jugendlichen her. Insgesamt kann Jungenarbeit als Jugend-, Sozial- oder Schulpädagogik mit der Zielgruppe »Jungen« und geschlechterreflektierenden Zielen definiert werden. Wie jeder pädagogische Zugang zielt Jungenarbeit auf Lernen und Entwicklung; dies steht hier in einem spezifischen thematisch-inhaltlichen Zusammenhang von Geschlecht und Männlichkeit.

Inhalte, Themen, Methoden

Inhaltlich arbeitet Jungenarbeit einerseits mit Themen, die Jungen mitbringen; andererseits setzt der Jungenarbeiter pädagogische Akzente. Dabei zeichnet sich Jungenarbeit dadurch aus, dass Aktivitäten genutzt werden, um Themen der Entwicklung eigenständiger und sozial verträglicher Geschlechtsidentität zu entdecken und anzugehen. In der Praxis beschränkt sich Jungenarbeit häufig auf Selbstbehauptung, Gewaltprävention und Sexuaufklärung; dies liegt aber weniger an bevorzugten Themen der Jungen, sondern an populären Dramatisierungen und (deshalb) vorhandenen Projektmitteln: Hier hängt Jungenarbeit ihr Fähnchen nach dem Wind der Finanzierung oder nach Wünschen Erwachsener, die ihrerseits Probleme mit Jungen haben. Den Qualitätsanforderungen von Jungenarbeit kann dies nicht genügen.

In der Jungenarbeit und für sie gibt es keine »speziellen« Themen oder Inhalte, die sie qualifizieren. Grundsätzlich sind in jedem Thema »Genderaspekte« enthalten. Jungenarbeit ist aktiv tätig und stellt dieses Tun heraus. Dementsprechend ist das Spektrum der Themen und Inhalte in der Jungenarbeit breit. Geschlechterbezüge werden durch Methoden inspiriert; sie sprechen Jungen an, wecken Interesse an geschlechterreflektierenden Themen und bieten ihnen Entwicklungsmöglichkeiten: einen Zuwachs an Information und Wissen, eine Erweiterung sozialer Kompetenzen, die Überwindung von Beschränkungen, die durch Ideen von Männlichkeit entstehen, die Entfaltung ihrer Persönlichkeit in der geschlechtlichen Facette »als Junge«.

Ziel ist es, Arbeitsweisen zu (er-)finden, mit denen sich Jungen ihren Themen, Fragen oder Problemen annähern können, durch die sie ihre männlichen Potenziale erweitern oder besser verwirklichen können, wo sie Neues entdecken und erproben und ihre Männlichkeitspraxis hinterfragen. Die Arbeitsformen in der Jungenarbeit müssen immer wieder neu für die beteiligten Jungen und mit ihnen ge- und erfunden werden: in einer bestimmten Lebenswelt, unter

spezifischen gesellschaftlichen und institutionellen Bedingungen, in Verbindung mit Qualitäten, Fähigkeiten und Interessen des pädagogischen Personals.

Gleichzeitigkeiten

Aktuell zeigen sich in Jungenpolitik und Jungenarbeit bedenkliche Gleichzeitigkeiten. Zumindest ansatzweise ist zwar der Bedarf für beide Bereiche akzeptiert. Immer wieder droht jedoch ein populistischer Rückfall mit dem Tenor: »Lasst Jungen einfach Jungen sein« oder »Jungen sind halt so« (nämlich alle gleich). Die Vielfalt des Jungeseins wird unterschlagen, Geschlechterunterschiede werden neu zementiert, Entwicklungspotenziale verdeckt. Gleichzeitig ist in Politik und Pädagogik eine Tendenz zu Intersektionalität¹ und Diversity festzustellen – leider fachlich nicht reflektiert, sondern inspiriert von der Hoffnung, alles in einem Aufwasch erledigen zu können. Die Folge davon ist ein Verlust professioneller Tiefe und Expertise in den einzelnen Dimensionen: Es soll alles Mögliche berücksichtigt werden, aber nichts davon richtig. Der Trend zur undifferenzierten Gemischtwarenpolitik und -pädagogik ist problematisch: Er fördert und stützt wegen seiner Schlichtheit letztlich ebenfalls traditionelle Geschlechterbilder.

Jungenpolitik und Jungenarbeit sind auf eigenartige Weise miteinander verknüpft und voneinander abhängig: Jungenpolitik braucht Jungenarbeit wegen ihrer Nähe zu Jungen, zur pädagogischen Praxis und wegen ihrer fachlichen Expertise. Jungenarbeit benötigt Jungenpolitik für ihr Mandat, ihre strukturelle Verankerung und nicht zuletzt zur personellen und finanziellen Absicherung. Sowohl in politischen Sphären wie auch in der pädagogischen Praxis ist eine genderbezogene Konzentration auf Jungen förderlich. Viele Aspekte und Differenzierungen werden nur dadurch erkennbar, dass Jungen als eigenständige Gruppe in den Blick genommen werden (dürfen).

Selbstredend lösen sich durch Jungenpolitik und Jungenarbeit Probleme von und mit Jungen nicht auf. Aber die Unterstützung von Jungen bei der Bewältigung wird dadurch besser und effizienter.



Dr. Reinhard Winter ist in der Leitung des Sozialwissenschaftlichen Instituts Tübingen (SOWIT) tätig. Er forscht über und arbeitet mit Jungen. Außerdem berät er Menschen und Organisationen im Zusammenhang mit Genderthemen und zu Gender Mainstreaming. Derzeit ist er jungenspolitisch im Netzwerk für Männergesundheit, im Beirat »Gender Mainstreaming« des Landes Baden-Württemberg sowie im beratenden Arbeitskreis Männergesundheit der BZgA aktiv.

Kontakt:

SOWIT
Lorettoplatz 6
72072 Tübingen
reinhard.winter@sowit.de

Literatur

- BENTHEIM, ALEXANDER/MAY, MICHAEL/STURZENHECKER, BENEDIKT/WINTER, REINHARD (2004): Gender Mainstreaming und Jungenarbeit. Gender Mainstreaming in der Kinder- und Jugendhilfe. Weinheim und München: Juventa
- BERLINER PÄDAGOGINNENGRUPPE (1979): Feministische Mädchenarbeit. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Nr. 2, S. 87–96. München: Frauenoffensive
- BZGA (Hrsg.) (2010): Jugendsexualität 2010. Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern – aktueller Schwerpunkt Migration. Köln
- KOLIP, PETRA/KLOCKE, ANDREAS/MELZER, WOLFGANG/RAVENS-SIEBERER, ULRIKE (Hrsg.) (2013): Gesundheit und Gesundheitsverhalten im Geschlechtervergleich. Weinheim und Basel: Beltz Juventa
- LIPKOW, DIETMAR (2010): Arbeitsgemeinschaften nach § 78 JKHG: Strukturen bilden. In: STURZENHECKER, B./WINTER, R. (Hrsg.): Praxis der Jungenarbeit, S. 137–141
- NEUBAUER, GUNTER/WINTER, REINHARD (2013): Sorglos oder unversorgt? Zur psychischen Gesundheit von Jungen. In: WEISSBACH, LOTHAR/STIEHLER, MATTHIAS (Hrsg.): Männergesundheitsbericht 2013. Bern: Hans Huber, S. 103–139
- MATTHIESEN, SILJA (2013): Jungensexualität. In: STIER, BERNHARD/WINTER, REINHARD: Jungen und Gesundheit. Stuttgart: Kohlhammer, S. 254–266
- SIELERT, UWE (2008): Kein Nischendasein mehr, aber auch nicht selbstverständlich – Jungenarbeit in Deutschland. In: Forum Sexualaufklärung und Familienplanung, Köln: BZgA, S. 3–7
- SIELERT, UWE (2002): Jungenarbeit. Praxishandbuch für die Jugendarbeit. Weinheim und München: Juventa
- STIER, BERNHARD/WINTER, REINHARD (2013): Jungen und Gesundheit. Ein interdisziplinäres Handbuch für Medizin, Psychologie und Pädagogik. Stuttgart: Kohlhammer
- STURZENHECKER, BENEDIKT/WINTER, REINHARD (2010): Praxis der Jungenarbeit. Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern. Weinheim: Juventa
- THEUNERT, MARKUS (2013): Co-Feminismus. Wie Männer Emanzipation sabotieren – und was Frauen davon haben. Bern: Hans Huber
- WANIELIK, REINER: Jungen – sexuelle Beziehungen und Orientierungen. In: STIER, BERNHARD/WINTER, REINHARD: Jungen und Gesundheit. Stuttgart: Kohlhammer, S. 267–272
- WINTER, REINHARD (2012): Jungenpolitik. In: THEUNERT, MARKUS (Hrsg.): Männerpolitik. Was Jungen, Männer und Väter stark macht. Wiesbaden: Springer VS, S. 149–172

¹ Zum Begriff »Intersektionalität« s.a. den Beitrag von M. DROGAND-STRUD und C. WALLNER in diesem Heft, d. Red.)

Männliche Jugendkulturen

Klaus Farin

Klaus Farin zufolge suchen Jugendliche Orientierung, Spaß und Gemeinschaft in ihren Jugendkulturen, die eigentlich »Jungenkulturen« sind. Am Beispiel von Gothics, Hooligans und Neonazis analysiert er, wie dort jeweils Männlichkeit inszeniert wird und inwiefern Macht und Gewalt eine Rolle spielen.

Der Genderaspekt wird in Medien und Forschung oft übersehen oder ausgeklammert. Dabei ist doch auf den ersten Blick auffällig, dass nicht nur über 90% aller Gewalttäter männlich sind, sondern auch fast alle Jugendkulturen eigentlich Jungenkulturen sind. Bei den Skinheads beträgt die Geschlechterrelation ungefähr 5:1, und das gilt sowohl für die rechte Fraktion als auch für die nicht rechtsradikalen, »unpolitischen« oder sogar antirassistisch engagierten Skinheads. Bei den Neonazis herrscht das gleiche Zahlenverhältnis vor.¹ Bei der radikalen Linken – Antifa, Autonome, Antideutsche usw. – sieht es mit einem Frauenanteil von 20–25% kaum besser aus. Die Hooligans bilden zu 100% eine frauenfreie Zone. Auch die großen Musikkulturen (Punk, Techno/House, HipHop, Heavy Metal, Hardcore), die Sportszenen (Fußballfankulturen, Streetballer, Snow- und Skateboarder, BMXler) und die Computer(spieler)szenen sind männlich dominiert. Dagegen existiert im deutschsprachigen Raum keine einzige reine Frauen- oder Mädchenkultur; die in den USA kleine, aber existente Szene der Riot Grrls hat sich hierzulande nie etablieren können, die »Girlies« stellen eine Medienschöpfung ohne reale alltagskulturelle Basis dar.

Neben den Gothics, die als einzige »große« Jugendkultur von Anfang an weiblich dominiert waren, wäre als einzige traditionelle Ausnahme die Fan-Szene der Boygroups zu benennen; ihr gehören quasi ausschließlich Mädchen an, die aber wiederum ausschließlich männliche Idole haben. Erst ab etwa 2000 bildeten sich mit den Szenen der »Girlie-Hexen« und den japan-orientierten Jugendkulturen (Visual Kei, Otaku, Cosplay) weitere überwiegend von Mädchen frequentierte Jugendkulturen und mit den Emos² eine geschlechtlich ausgeglichene Szene heraus.

Die Gründe für die weibliche Abstinenz in Jugendkulturen sind vielfältig. Neonazis haben ein derart reaktionäres Frauenbild, das diese Szene auch für ideologisch ähnlich denkende Frauen schwer erträglich macht. Bei den Computerszenen liegt es an der Technik selbst, die von Frauen bisher im Allgemeinen immer noch – im Gegensatz zu den Sozialen Netzwerken – weniger genutzt wird. Die geschlechtsspezifischen Unterschiede in der Erziehung sind auch für das Fehlen von jungen Frauen in den meisten anderen Kulturen verantwortlich. So wissen wir, dass Mädchen generell ihre Freizeit wesentlich stärker in den eigenen vier Wänden verbringen. Sie haben zwar ebenfalls eine eigenständige Freizeit- und Kommunikationskultur entwickelt, die der der gleichaltrigen Jungen an Kreativität und verbaler Kompetenz sogar überlegen ist, doch es handelt sich dabei um eine »Freundinnen-Kultur«, nicht um eine Szene oder thematisch gebundene (Sport-, Musik-)Kultur. Der erzieherische Druck auf Mädchen, sich von der Straße fernzuhalten und auch in Aussehen und Verhalten dem traditionellen Rollenmodell zu entsprechen, ist immer noch um ein Vielfaches höher als bei Jungen.

Es gibt allerdings noch zwei bedeutende Faktoren, die – vor allem, wenn sie wie üblich Hand in Hand auftreten –

1 Sensationsheischende Medienberichte, nach denen der Frauenanteil in der Neonazi-Szene sprunghaft steigt, sind Unsinn: Eines der größten Probleme der Angehörigen der rechtsextremen Szene ist, dass sie keine »artgerechten« Frauen bekommen.

2 Ursprünglich Mitte der 1980er-Jahre aus dem Hardcore-Punk entstandene Jugendmusikszene (Emocore = Emotional Hardcore), ab 2000 als jugendkulturelle Modeerscheinung »wiedergeboren«, deren Anhänger heute neben zumeist androgyner Mode und Musik eine tolerant-individualistische Grundhaltung (gegen Gewalt, Homophobie, Rassismus) verbindet. Suizidale Tendenzen sind entgegen zahlreicher Medienberichte nicht identifikatorische Bestandteile der Emo-Kultur.

dazu führen, dass Jugendkulturen zu frauenfreien Zonen werden:

1. exzessive körperliche Gewalt als quasi identitätsstiftende Beschäftigung der Szene/Clique;
2. exzessiver Drogen-, und hier vor allem Alkoholkonsum.

Jede/r Fünfte unter 21-Jährige gehört einer oder mehreren Jugendkulturen an, bis zu drei Viertel aller Jugendlichen sympathisieren mit mindestens einer Szene. Was macht Jugendkulturen so attraktiv?

1. Jugendkulturen liefern Orientierung in einer orientierungslosen Welt, sie setzen Grenzen in einer als immer grenzenloser empfundenen Gesellschaft, sie bieten Sinn und Spaß.
2. Jugendkulturen schaffen Freundschaften – das Einstiegsmotiv Nr. 1 (neben der Musik).
3. Jugendkulturen machen ihre Angehörigen öffentlich sichtbar.

Eine besonders wirksame Form der öffentlichen Sichtbarmachung ist Gewalt. Gewalt ergibt also durchaus Sinn. Sie ist keine biologische Konstante, sondern ein Resultat von Sozialisation und Effektivitätsdenken – eine mehr oder weniger selbstbestimmte, bewusste Entscheidung.

Die große Mehrzahl der Jugendlichen in diesem Land lebt gewaltabstinent. Skinheads, Hooligans, Neonazis gehören zu den von Jugendlichen am meisten gehassten Jugendkulturen dieser Tage. Warum entscheiden sich dennoch immer wieder Jugendliche – Jungen vor allem – für diese Kulturen? Für wen ergibt Gewalt Sinn?

Zur Beantwortung dieser Frage und zur Illustration stelle ich im Folgenden Jugendkulturen vor, die jeweils eine sehr eigene Haltung zur Gewalt und damit auch zur Inszenierung von Männlichkeit haben.

Zum Beispiel: Gothics

Die Gothics, auch Grufties oder schlicht die Schwarzen genannt, entstammen ursprünglich der Punk-Kultur. Es waren vor allem Jugendliche aus gutbürgerlichen Familien, fast ausnahmslos Gymnasiastinnen und Gymnasiasten, die im Punk die Möglichkeit gesehen hatten, dem gesicherten, aber fürchterlich bieder-langweiligen Alltag ihres Lebens zu entfliehen, aber dann doch bald merkten, dass sie mit der exzessiven Körperlichkeit bzw. -vernachlässigung und der Extrovertiertheit der Punk-Szene nicht klarkamen. So bauten sie ab 1980 ihre eigene Szene auf, mit Bands, die nicht nur die Schlechtigkeit der Welt geißelten, sondern auch die dunklen Seiten in ihnen selbst anklingen ließen, und bei denen es sich lohnte, ins Textheft zu sehen: Siouxsie & the Banshees, Christian Death, Depeche Mode, Bauhaus, Joy Division, Fields of the Nephilim, Sisters of Mercy – und vor allem die Kultband Nr. eins der Szene: The Cure, deren Sänger Robert Smith auch wesentlich den Style der Szene prägte. Die Bandnamen weisen oft schon darauf hin, dass es sich bei den Kindern der Nacht um recht belebte Geschöpfe handelt, die ihren bildungsbürgerlichen Hintergrund sehr wohl zu schätzen wissen. Und in der Tat spielt die Literatur – neben der Musik und dem Outfit – eine tragende Rolle in der Kultur der Schwarzen, bietet sie den introvertierten Szene-Angehörigen doch nicht nur die Möglichkeit des Rückzugs vom Alltagslärm der Gesellschaft, sondern auch Anlässe und Anregungen für die Beschäftigung mit grundlegenden

Fragen des menschlichen Daseins. Autoren wie Hermann Hesse, H. P. Lovecraft, der misanthrope Schöpfer düsterer Horrorgeschichten, Feodor Dostojewskij und Nikolai Gogol, die gemütschweren Russen, die in ihren Werken immer wieder das menschliche Seelen- und Triebleben untersuchten, Existentialisten wie Jean-Paul Sartre und Albert Camus und die schwarzen Romantiker Novalis und Charles Baudelaire, die Autorin Mary Shelley, Bram Stoker, Sheridan le Fanu und andere Schöpfer von Gothic Novels (daher auch der Szene-Name) bevölkern die Bücherregale der Schwarzen und beeinflussen neben (Vampir-)Filmen sogar ihren Kleidungsstil. Neben Romanen und Lyrik (Gothics produzieren selbst erstaunlich viel Lyrik) findet sich auch Sachliteratur, die häufig um zentrale Themen kreist: der Tod und mögliche Welten und Reinkarnationen danach, mittelalterliche und (kirchenkritische) Religionsgeschichte(n), nordische Mythen und Esoterik, Magie und (Neo-)Satanismus.

Für Gothics sind Menschen, die sich prügeln, verachtenswerte »Prolls«, die unfähig sind, ihre Konflikte verbal zu klären. Wer sich bei einer Gothic-Party prügelt oder auch nur verbal extrem aggressiv auffällt, wird zumeist sofort sozial isoliert. Dies ist sicherlich eine zentrale Ursache für den sehr hohen Frauenanteil in der Szene der Schwarzen.

Und diese können ohne Zweifel als dominanter Part der Gothics bezeichnet werden, deren gesamter Stil – Kleidung und andere Körperaccessoires, Umgangsformen, Sprache – zumindest androgyn ausfällt, eigentlich aber »weiblichen« Vorstellungen entspricht, denen die »Jungs« in der Szene naheifern müssen: Beide Geschlechter schminken sich, tragen Röcke und Kleider, lesen und schreiben Lyrik und Tagebücher. Feindschaften und Animositäten innerhalb der Szene werden nicht durch »männliche« Konfliktbewältigungsstrategien ausgetragen (Prügeln, offene Drohgebärden), sondern durch das Verbreiten von Gerüchten, die soziale Ächtung. Wer unangenehm auffällt, ist für die anderen Gothics plötzlich dünner als Luft. Das männliche Schönheitsideal in der Szene – und all dies gilt auch für die jüngere Emo-Kultur – ist nicht der bodygebildete kräftige, sportliche Typ, sondern der blasse, schwächliche, kleine Vampir, der sich mindestens so gut zu schminken weiß wie die weiblichen Szene-Angehörigen – was diese allerdings auf ungewohnte Art erneut in Konkurrenz zu männlichen Vorbildern setzt ...

Zum Beispiel: Hooligans

Für Hooligans ist ihre Freizeitbeschäftigung ein Sport, Henry-Maske-Freestyle sozusagen. Man verabredet und trifft sich mit Hooligans des gegnerischen Vereins, die das Gleiche wollen: eine längere Verfolgungsjagd, eine kurze Prügelei, die schnell von der Polizei, die als Ringrichter fest eingeplant ist, unterbrochen wird. Und anschließend trifft man sich mit den Gegnern in der Kneipe und diskutiert feuchtfröhlich, wer denn den Tagessieg davongetragen hat. Wichtiger als die Prügelei, an der ohnehin nur die ersten Reihen teilhaben, ist den meisten Hooligans das Drumherum: die Adrenalinstöße, die sich aufbauende Angst angesichts des sich plötzlich auf einen stürzenden Gegners, die Überwindung dieser Angst und das durch die gemeinsam überstandenen Gefahren und Extremsituationen sich knüpfende Netzwerk enger, verlässlicher Männerfreundschaften. Hooligans sind die kleinen, innerstädtischen Brüder der Reinhold Messners und Günter Nehbergs. Es geht um Grenzerfahrungen, um Abenteuer, reale Abenteuer ohne Joystick. Um Ausbruchversuche aus

einer high-technisierten Gesellschaft, in der körperliches Agieren, traditionelle männliche Körperkraft überflüssig erscheint oder gar unangenehm auffällt. Hooliganismus ist ein Versuch, wieder einmal zu spüren, dass man noch lebt.

Im alltäglichen Leben sind Hooligans Polizeibeamte oder Bankangestellte, Handwerker oder Gastwirte, Auszubildende oder Studenten. Dramatische Kindheitstraumata, Arbeitslose usw. sind unter ihnen nicht überproportional vertreten. Hooligans sind weder Aussteiger noch Ausgegrenzte. Sie sind, im Gegenteil, nicht selten »äußerst ehrgeizige, ökonomisch denkende Leistungsträger dieser Gesellschaft, junge Männer mit ausgeprägtem Organisationstalent und hoher Kommunikationskompetenz, spricht mit eindeutigen Managementqualifikationen«, so der Kriminologe und Polizeiausbilder Joachim Kersten (in FARIN 2001, S. 177).

Während die Gothics die Mehrheitsgesellschaft in ihrer betonten Androgynität und Gewalt-Abstinenz progressiv-distanziert reflektieren, wählen Hooligans eine traditionelle, betont männliche Form zivilen Ungehorsams gegen die sinnentleerte Autorität des Alltags. Beiden gemeinsam ist, dass sowohl Hools als auch Gothics nicht-politische und durchaus selbstbewusste Rebellionen gegen ihre eigene (klein-)bürgerliche Umwelt, ihre Nachbarn, Eltern, Vorgesetzten darstellen. Darin unterscheiden sie sich elementar von der dritten Jugendkultur.

Zum Beispiel: Neonazis

Gewalttaten mit rechtsextremem Hintergrund geschehen fast immer in kleinen Gruppen und aus einer Ad-hoc-Situation heraus, spontan und doch nicht zufällig: Die Opfer sind vor allem aufgrund von Haut- und Haarfarbe identifizierte vermeintliche »Ausländer«, aber auch Bunthaarige, »Homosexuelle«, »Intellektuelle« und im Osten zudem »Wessis«. Die Opfer sind wie die Täter überwiegend männlich und stehen auf der Leiter der sozialen Hierarchie zumeist einige Stufen unter den Tätern. Ist die Diskrepanz zwischen den Vorstellungen der Täter über deutsche Tugenden und Ideale und der Realität der potenziellen Opfer sehr groß, werden auch eindeutig als Deutschstämmige identifizierbare schwache Männer Opfer von Übergriffen, zum Beispiel Obdachlose und Drogenabhängige. Die Tritte nach unten – gegen Menschen, die angeblich gegenüber den Tätern bevorzugt werden, ihnen etwas wegnehmen, staatliche Unterstützung erhalten, obwohl sie es sich nicht verdient haben, die sich aus unerklärlichen Gründen Konsumgüter leisten können, die die Täter nicht haben, aber auch gegen gestrauchelte Deutsche, Arbeitslose und Alkoholiker, die den Tätern ihre eigene potentielle Zukunft vor Augen führen – dienen nicht nur der (weiteren) Erniedrigung der Opfer (und damit der Vergrößerung ihres Abstandes zu den Tätern), sondern auch der Integration der Täter in eine imaginierte monokulturelle Volksgemeinschaft. Wenn Neonazis nach unten treten, zielen sie immer auch auf die Anerkennung ihrer heroischen Tat durch die Mitte. Der Traum Beruf des Neonazis ist nicht Revolutionär, sondern Polizeibeamter, Bundesgrenzschützer oder Berufssoldat.

Alles Unbekannte macht ihnen Angst, die sofort – wahre Männer haben keine Angst! – durch hyperaggressives Auftreten gebrochen wird. Souveränität nicht nur im Umgang mit dem Fremden, ein gelassenes Selbstbewusstsein auch ohne die Clique, individuelle Ich-Stärke sucht man bei der Mehrzahl der Angehörigen rechtsextremer Cliquen und

Kameradschaften vergebens. So wie ihre Lieder keine persönlichen Geschichten zu erzählen wissen, so funktioniert die Neonazi-Szene insgesamt nur im Rudel. »Individualismus« ist ihnen verdächtig, hier herrscht das Wir des Kollektivs, des Männerbundes. So sprechen sie auch nicht von »Freunden«, sondern von »Kameraden«, einem dem Militär entlehnten Begriff, der in der Tat auch etwas ganz anderes meint: Während »Freundschaft« etwas sehr Persönliches, Individuelles meint, ist die »Kameradschaft« zweckorientiert: In dem Moment, in dem jemand nicht mehr Teil der Front, des gemeinsamen Kampfes ist, hat er auch keine Freunde bzw. Kameraden mehr, der »Kamerad« wird zum »Verräter« und der beste Kumpel von gestern kann der Erste sein, der Zutritt, wenn man sich zufällig oder gezielt wiederbegegnet. In der rechtsextremen Subkultur sammeln sich diejenigen, denen die individuelle Vielfalt, das weniger eindeutige, manchmal – siehe Gothics, Emos, Cosplayer – sogar androgyne Männlichkeitsbild und die ständigen Innovationen im Stil anderer Jugendkulturen zuwider sind. Die Angst, einmal die Kontrolle zu verlieren, ist ihr ständiger Begleiter, und so überprüfen sie sich selbst und ihre Kameraden pausenlos auf Zeichen von Dissidenz. Da Fremdheit für sie bereits beim Essen beginnt, schleichen sich nicht wenige Rechte heimlich zum »Chinesen«, wenn die Freundin mal »schick essen« gehen will. »Darf man als Deutscher zu MacDonalds gehen?« heißt ein gut frequentiertes Internet-Forum eines Naziwear-Anbieters; nach Ansicht vieler Rechtsextremer nicht. Denn MacDonalds ist ein amerikanischer Konzern – und somit nach Nazilogik »jüdisch«.

Angehörige der Neonazi-Szene sehen sich bevorzugt als Opfer. So weiß auch der 18-jährige Rico, der gerade seinen dritten Job in zwei Jahren verlor, weil er sich nach seinen Wochenendaktivitäten als Hooligan nur selten stark genug fühlte, am Montag zur Arbeit zu erscheinen, dass »so 'n Pole« ihm den Job weggenommen hat, »weil der billiger arbeitet als ich«. »Geh ich durch die Straßen, spucken sie mich an/Beschimpfen meine Heimat, ich frag mich, was ich dafür kann/Sie machen auf mich Jagd, sie schlagen auf mich ein/Doch was ist falsch daran, ein Deutscher zu sein?« bringt es die Nazi-Kombo Sturmgang auf den Punkt. Kriminalität ist eines ihrer Lieblingsthemen. Dass Jahr für Jahr hunderte Angehörige der Neonazi-Szene wegen Straftaten vom Bankraub über Vergewaltigung bis zum Drogenhandel verurteilt werden und es auch scene-intern regelmäßig zu Diebstählen und schweren Körperverletzungen kommt, wird dabei mit erstaunlicher Verdrängungsleistung ausgeblendet. Auch hier trifft man wieder auf das typische Grundmuster der neonazistischen Ideenwelt: Jeder Mensch und jede Sache ist entweder gut oder böse, schwarz oder weiß; hier ist kein Millimeter Platz für Fragen und Differenzierungen.

Fazit

Männer des 21. Jahrhunderts haben es wirklich schwer. Das Einzige, was sie Tausende von Jahren über die Frauen gestellt hat – ihre Körperkraft – ist nicht mehr gefragt. In Zeiten, in denen die meisten Arbeiten von computergesteuerten, vollautomatischen Maschinen verrichtet werden und zwei Drittel aller Arbeitnehmer in Dienstleistungs- und anderen »Weiß-Kragen«-Branchen beschäftigt sind, wird der »kleine Unterschied« bedeutungslos. Selbst die letzten Bastionen der Männer – das Militär und der Fußball – sind gefallen. Das Gesell-

schaftssystem, in dem wir leben, bietet einem Großteil der Männer einen Ersatz für die unnütz gewordene Körperkraft: Macht. Doch nicht alle können daran partizipieren. Junge Männer haben in der Regel (noch) keine Macht. Die Machtlosen haben verschiedene Möglichkeiten, die Gefährdung ihrer Männerrolle (Ernährer, Beschützer) zu kompensieren. Eine Variante ist die demonstrative Inszenierung von Männlichkeit. Gewalt, aber auch andere risikobehaftete Lebensweisen, zum Beispiel der Besitz/Diebstahl eines PKWs, extrem gefährliches Fahren, exzessiver Drogenkonsum, sind »Beweise« für Männlichkeit. Je knapper die ökonomischen, sozialen und Bildungsressourcen, desto mehr reduziert sich die Installation von Männlichkeit auf Risiko- und Kampfbereitschaft, Gewalt- und andere Kriminalität.

Gewalt existiert überall. Doch die Waffen sind ungleich verteilt. Vor allem Jugendlichen und Angehörigen unterer sozialer Schichten bleibt häufig nur die illegale Gewalt und die Kraft ihrer Körper. Körperliche Gewalt(kriminalität) ist die Waffe der in ihrem Wert bedrängten schwachen Männer, die über keine reale Macht, keine »maskierten Machtdurchsetzungsmittel« (Joachim Kersten) verfügen – Geld, Status, Rechtsanwälte.

Gewalt ist also auch eine Frage der Ressourcen. Am Beispiel der Gothics haben wir gesehen, wie Jugendliche aus gutbürgerlichem Hause es schaffen, die Nöte der Männer, die »Entkörperlichung« unseres Berufs- und Freizeitalltags, die auf Konkurrenz aufbauenden Strukturen unserer Gesellschaft progressiv zu brechen, die Kenntnis zumeist philosophischer Literatur, eine tendenziell androgyne Selbstpräsentation, ausgeprägtes soziales Verhalten und gleichzeitig extremen Individualismus zu auch für Jungen/Männer erstrebenswerten Statussymbolen zu machen.

Die Hooligans sind durchaus gewaltbereit und -tätig, inszenieren ihre Taten aber bewusst als ritualisierte Schaukämpfe. Hier versuchen Großstadtjugendliche auf traditionell männliche Art Körpergrenzen zu sprengen, das Ende ihrer Jugendphase hinauszuögern. Marginalisierungserfahrungen spielen hier kaum eine Rolle.

Die dritte Gruppe, die neonazistischen Gewalttäter dagegen fühlen sich als Verlierer und Opfer der Gesellschaft. Sie haben es – aus vielen Gründen, die zu erläutern den Rahmen dieses Beitrags sprengen würde – nicht geschafft, ein gelassenes Selbstbewusstsein, individuelle Stärke zu entwickeln und kompensieren ihre Schwächen durch extreme Härte sich selbst und anderen Menschen gegenüber. Sie brauchen Feindbilder – vor allem schwächere Männer – zur Stabilisierung ihrer eigenen Persönlichkeit.

Ihr Kampf um die Männlichkeit richtet sich vor allem gegen andere Männer, die zur Wertsteigerung der eigenen Person herabgesetzt, ausgegrenzt oder zu Feindbildern erklärt werden. Frauen spielen in diesem Wettkampf zwischen bedrängten Männlichkeiten keine oder eine nur untergeordnete Rolle. Selbst wenn der Anlass Konkurrenz auf dem Sex- und Beziehungsmarkt sein sollte, geht es doch vor allem darum, das Objekt der (allgemeinen) Begierde nicht einem anderen Mann zu überlassen, einem männlichen Konkurrenten wegzunehmen, den männlichen Kameraden durch die Eroberung und das Beschützen der Frau (ob sie es will oder nicht) zu beweisen, dass man ein richtiger Mann ist.

Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass (die wenigen) Frauen nur passive Zuschauerinnen in diesem Prozess darstellen müssen. Doch das ist wieder ein anderes Thema ...



Der Journalist Klaus Farin lebt und arbeitet als Autor und Lektor in Berlin. 1998 gründete er mit gleichgesinnten Journalisten und Wissenschaftlern das Archiv der Jugendkulturen, dessen Leiter und Vereinsvorsitzender er bis 2011 war und dessen Verlag er leitet. Seit 2011 ist er Vorstandsvorsitzender der von ihm ins Leben gerufenen »Stiftung Respekt! Die Stiftung zur Förderung von jugendkultureller Vielfalt und Toleranz, Forschung und Bildung« (siehe www.respektstiftung.de).

Kontakt:

Archiv der Jugendkulturen e.V.
Fidicinstraße 3
10965 Berlin
klaus.farin@jugendkulturen.de
www.jugendkulturen.de

Literatur

- BERGMANN, JÖRG/LEGGEWIE, CLAUS (1993): Die Täter sind unter uns. Beobachtungen aus der Mitte Deutschlands. In: Kursbuch 113, S. 7–37, hier S. 33
- FARIN, KLAUS/MÖLLER, KURT (Hrsg.) (2013): Kerl sein. Kulturelle Szenen und Praktiken von Jungen. Archiv der Jugendkulturen. Berlin
- FARIN, KLAUS (2001): generation-kick.de. Jugendsubkulturen heute. München: C. H. Beck
- VAN STRIJEN, FRANK (2012): Straßenkultur. Entschlüsselung eines Jugendphänomens unserer Zeit. Stuttgart: Ibidem

Männer in Kitas

Michael Cremers, Jens Krabel

»Unsere Anliegen sind (geschlechtliche) Gleichstellung, mehr Professionalität durch mehr Vielfalt in Kitas und mehr männliche Fachkräfte für Jungen wie Mädchen.« Mit diesem Satz fassen die Akteure des ambitionierten Projekts »Mehr Männer in Kitas« ihre Ziele zusammen. Das Projekt und seine zugrunde liegenden Positionen werden im Folgenden dargestellt.

»Die Professionalisierung der frühkindlichen Erziehung und Bildung und die Beschäftigung von mehr Männern in diesem Bereich können als unabhängige Trends betrachtet werden, die nicht unbedingt miteinander zusammenhängen. Wird die Definition von Professionalität aber so gefasst, dass Breite und Qualität der Berufspraxis mit einbezogen werden, können Erfahrungen und Perspektiven männlicher und weiblicher ErzieherInnen einen wichtigen Beitrag zur Professionalisierung leisten.« (CAMARON 2012, S. 329)

- 1 ESF: Europäischer Sozialfonds für Deutschland, vgl. www.esf.de, d. Red.
- 2 Im Zentrum des vorliegenden Artikels steht die Fragestellung, welchen Beitrag mehr männliche Erzieher zu mehr Gendersensibilität und damit auch zu mehr Professionalität in Kitas leisten (können). Ausführliche Auseinandersetzungen mit den anderen hier genannten Themenfeldern finden Interessierte vor allem in der von uns herausgegebenen Anthologie »Männer in Kitas« (CREMERS/HÖYNG/KRABEL/ROHRMANN 2012) und auf unserer Webseite www.koordination-maennerinkitas.de. Besonders möchten wir auf unsere dort zu findenden Ausführungen zum Thema »Generalverdacht gegenüber Männern in Kitas« hinweisen, weil die Erfahrungen der letzten Jahre gezeigt haben, dass es geradezu unmöglich ist, sich mit dem Thema »Männer in Kitas« zu beschäftigen, ohne mit dem Generalverdacht gegenüber Männern konfrontiert zu werden. Eine kürzere Version dieses Artikels befindet sich auch online als Tagungsbeitrag zur 8. AIM Gender Tagung, die zu dem Thema »Männer als Täter und als Opfer – zwischen Verletzungsmacht und Verletzungsoffenheit« in Stuttgart durchgeführt wurde. http://www.fk12.tu-dortmund.de/cms/ISO/de/soziologie/soziologie_der_geschlechterverhaeltnisse/Medienpool/AIM_8_Tagung/kremers_generalverdacht.pdf. Darüber hinaus hat das ESF-Modellprojekt der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) aus Darmstadt unter dem Motto »Professionalität kennt kein Geschlecht« eine Fachtagung zum Thema »Generalverdacht gegenüber Männern in Kitas« organisiert und eine Broschüre herausgegeben (www.koordination-maennerinkitas.de/fileadmin/company/pdf/Themenmonat/DA_Broschuer-Generalverdacht.pdf). In der Broschüre setzen sich Fachleute aus Wissenschaft und Praxis mit der Problematik auseinander.

Strategien zur Gewinnung von männlichen Fachkräften in sozialen Berufsfeldern

Der geringe Anteil männlicher Fachkräfte in sozialen Berufsfeldern (zum Beispiel in der Elementarpädagogik oder im pflegerischen Bereich) hat in den letzten Jahren verstärkt zu Diskussionen in der (Fach-)Öffentlichkeit geführt (z.B. PUHLMANN 2012). Bereits seit 2005 existiert mit dem vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) initiierten Projekt »Neue Wege für Jungs« eine bundesweite Initiative mit dem Ziel, Jungen und jungen Männern Wissen zu und Erfahrungen in diesen Berufsfeldern zu ermöglichen (z.B. CREMERS 2008, 2012).

Seit Januar 2010 findet im Arbeitsfeld Kindertagesstätte eine umfangreiche und bezüglich des finanziellen Volumens weltweit einzigartige Förderung von Projekten statt, mit denen mehr Männer für den Beruf des Erziehers gewonnen werden sollen (CREMERS/HÖYNG/KRABEL/ROHRMANN 2012; ICKEN 2012). In diesem Zusammenhang siedelte das BMFSFJ Anfang 2010 eine Koordinationsstelle »Männer in Kitas« an die Katholische Hochschule für Sozialwesen in Berlin an und initiierte Anfang 2011 das ESF¹-Modellprogramm »MEHR Männer in Kitas«, in dessen Rahmen 16 Modellprojekte drei Jahre lang gefördert werden, die auf regionaler Ebene Strategien, Instrumente und Maßnahmen entwickeln, um mehr Männer für den Beruf des Erziehers zu gewinnen und sie langfristig für das Arbeitsfeld Kita zu begeistern. Im Zentrum dieser Bemühungen stehen die Themenfelder Berufsorientierung, Ausbildung, Gender in der Kita-Praxis, Generalverdacht gegenüber Männern in der Frühpädagogik, Gender in der Personalentwicklung sowie Eltern- und Väterarbeit unter Berücksichtigung geschlechterbezogener Fragestellungen.²

Diese Entwicklung und Förderung im Bereich der Elementarpädagogik wurde in erheblichem Maße durch eine Studie beeinflusst, die im Jahr 2008 vom BMFSFJ in Auftrag gegeben und 2010 veröffentlicht wurde (CREMERS/KRABEL/CALMBACH 2010). Die Studie stellte heraus, dass männliche Fachkräfte von allen relevanten Akteuren im Arbeitsfeld Kindertagesstätte – Eltern, Träger-Verantwortlichen, KiTa-Leitungen, Erzieher/innen und Auszubildende – ganz klar sehr erwünscht sind (ebd. S. 47) und gab ausführliche Handlungsempfehlungen zur Umsetzung von mittel- und langfristigen Strategien zur Erhöhung des Männeranteils in Kindertagesstätten (ebd. S. 90ff.). Dieser hohe Grad an Erwünschtheit findet sich allerdings auch in früheren und kleineren – nationalen wie internationalen – Erhebungen, ohne dass dieser Umstand in der Vergangenheit bzw. in anderen Ländern zu entsprechend umfangreichen Förderprogrammen geführt hätte (CREMERS et al. 2012).

Das Anliegen, den Anteil männlicher Fachkräfte in Kindertagesstätten zu steigern, wird aber nicht nur von den Akteuren getragen, die in dem Berufsfeld selbst arbeiten bzw. im Fall der Eltern im direkten Kontakt mit dem Berufsfeld stehen, sondern auch von den Wohlfahrtsverbänden (www.profisfuertdiekita.de/index.html) und der Bundesagentur für Arbeit.³ Nach anfänglicher Skepsis haben sich auch die beiden berufsfeldrelevanten Gewerkschaften (GIESECKE 2012; HOCKE 2012 a, b) sowie die Berufsverbände (www.runder-tisch.eu/) der Forderung angeschlossen.

Es ist nicht neu, über Männer in Kitas nachzudenken

FRIEDRICH FRÖBEL tat es bereits zu Beginn der deutschen »Kindergartenbewegung« im 19. Jahrhundert. Er vertrat die Ansicht, dass für die Erziehung von kleinen Kindern Frauen sowie Männer wichtig seien (RABE-KLEBERG 2003, S. 44). Auch Feministinnen des 20. Jahrhunderts dachten von dem Hintergrund einer geschlechtergerechteren Arbeitsteilung über männliche Erzieher nach, wie beispielsweise die Italienerin ELENA GIANINI BELOTTI: »Die Anwesenheit von Frauen und Männern in Kindergärten und Vorschulkindergärten würde den Kindern ein reales Bild einer wirkungsvollen Wechselseitigkeit geben, die automatisch die Polarisierung der geschlechtsspezifischen Rollen verhindern würde.« (BELOTTI 1975, S. 123)

Ebenfalls belegt nachfolgendes Zitat aus dem Jahre 1973 des US-Amerikaner KEVIN SEIFERT, dass es nicht neu ist, über männliche Erzieher in Kindertagesstätten nachzudenken. Darüber hinaus ist es sehr interessant zu sehen, dass sie dies in ähnlicher Weise taten wie heute. »Eltern und Lehrkräfte vertreten oft die Ansicht, dass mehr männliche Pädagogen in Kinderbetreuungseinrichtungen nötig seien. Die Gründe für diese Ansicht sind nicht recht klar. Eine Person sagt möglicherweise, dass Kinder ein männliches Vorbild benötigen; eine andere, dass kleine Jungen bessere Beziehungen zu männlichen Pädagogen entwickeln; wieder eine andere meint vielleicht, dass Kinder von einem männlichen Pädagogen lernen können, dass Männer auch fürsorglich und liebevoll sein können, so wie Frauen das sind. Diese Annahmen beruhen kaum einmal auf persönlicher Erfahrung, denn Vollzeit tätige männliche Kinderbetreuer gibt es nahezu gar nicht. Sie sind auch nicht von objektiven Studien von Männern in Kinderbetreuungseinrichtungen abgeleitet, denn solche Studien sind nicht durchgeführt

worden. Bestenfalls repräsentieren die Kommentare eine Anwendung von Forschung und Wissen über Männer in anderen Kontexten, ins-besondere in der Familie, auf die Kindergartengruppe. Noch häufiger wird die »Notwendigkeit« [need] von Männern als selbstverständlich angenommen. Es scheinen nur wenige Belege für so eine breit akzeptierte Idee erforderlich zu sein.« (SEIFERT 1973, S. 167, Übers. TIM ROHRMANN; zitiert nach ROHRMANN 2012, S. 115f.)

Männer in Kitas und Professionalisierung

»Unklar bzw. widersprüchlich bleibt in der Diskussion oft, welches eigentlich die pädagogischen Ziele der angestrebten Maßnahmen sein sollen: Geht es um eine Erweiterung der Spiel- und Handlungsspielräume für beide Geschlechter? Geht es um eine Dramatisierung oder Entdramatisierung der Geschlechterdifferenzen oder irgendwie um beides? Geht es um Jungenförderung durch Männer? Geht es um eine Etablierung traditioneller Geschlechterverhältnisse? Geht es um eine Veränderung der Angebote in den Kindergärten?« (BREITENBACH 2009, S. 142)

Wir als Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Koordinationsstelle »Männer in Kitas« fungieren als Berater, Vermittler und Begleiter der Modellprojekte und haben uns darüber hinaus zum Ziel gesetzt, mittels Öffentlichkeitsarbeit, Information, Beratung und Vernetzung in den kommenden Jahren gemeinsam mit Verantwortlichen aus Politik und Praxis den Anteil männlicher Fachkräfte in Kitas spürbar zu steigern. Damit dieses Anliegen tatsächlich zu dem weiter oben einleitend zitierten wichtigen Beitrag der kontinuierlichen Professionalisierung des Berufsfeldes führt, verknüpfen wir unsere Arbeit mit einer gleichstellungsorientierten Politik, Pädagogik und Pressearbeit (CREMERS et al. 2012; SCHULTE 2012). Für uns ist sowohl auf der politischen als auch auf der pädagogischen Ebene die Gleichstellung und Gleichberechtigung im Berufsfeld Kita eines der vorrangigen Ziele, und wir sehen in der Überwindung des im Berufsfeld vorherrschenden Gender-Bias eine notwendige Voraussetzung zur Erreichung dieses Ziels (CREMERS/KRABEL 2012a).

»Der Begriff Gender-Bias beschreibt (...) einen systematischen, geschlechtsbezogenen Verzerrungseffekt, der Wissen und Wahrnehmung beeinflusst (...). Es gibt verschiedene Formen von Gender-Bias. Beispielsweise kann es durch die Zuschreibung von – als naturgegeben angesehenen – Geschlechterrollen zu einer verzerrten Wahrnehmung der Verhaltensweisen von Frauen und Männern [sowie Jungen und Mädchen, M. C./J. K.] kommen. Häufig kann eine Geschlechterinsensibilität, positiv als Geschlechterneutralität formuliert, beobachtet werden. Dieses Phänomen wird auch als Geschlechterblindheit beschrieben: Es wird ignoriert, dass sowohl das biologische als auch das soziale Geschlecht eine echte Variable sind.« (OHREM 2011, S. 45)

Wir positionieren uns also eindeutig gegen traditionelle Geschlechtervorstellungen. In diesem Sinne halten wir beispielsweise auch dramatisierende Diskussionsbeiträge, in der eine einseitige Benachteiligung von Jungen im deutschen

3 HEGA [http://www.arbeitsagentur.de/mn_165870/zentraler-Content/HEGA-Internet/A05-Berufsl-Qualifizierung/Dokument/HEGA-01-2012-KITAS.html]; HEGA steht für Handlungsempfehlung/Geschäftsanweisung

Bildungssystem geradezu beschworen und Männer als Retter der »armen Jungen« angerufen werden, für ebenso verkürzt und in der Tendenz Frauen- und Weiblichkeit abwertend (CREMERS/KRABEL 2012 b), wie die folgende beispielhafte Berichterstattung der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) zum Thema »Männer in Kitas«. Die FAZ übertitelte einen ihrer Beiträge (vom 28. 2. 2011) mit der Schlagzeile: »Männliche Erzieher. Allein unter Frauen.« Ein Titel, der unserem Erachten nach unnötig polarisiert. Zudem ist der weitere Textverlauf gespickt mit weiblichen Abwertungen bzw. Abwertungen von weiblich konnotierten Eigenschaften, wie dies SANDRA SCHULTE, zuständig für die Öffentlichkeitsarbeit der Koordinationsstelle »Männer in Kitas«, im folgenden Abschnitt beschreibt.

»Kitas, so heißt es in dem Bericht, seien fest in weiblicher Hand. (...) Indirekt werden weiblich konnotierte Begriffe wie weich und sensibel abgewertet und der ›harten Welt des männlichen Arbeiters‹ gegenübergestellt. Diese Welt kommt in Berichten über Erzieher vor, die ursprünglich Schreiner, Elektriker, Köche, Maurer oder Soldaten waren und dann als Quereinsteiger in den Beruf des Erziehers gewechselt sind. Die ehemals hart arbeitenden Schreiner und Maurer sind nun als Erzieher ›ein Kumpel für die Kinder‹, ›risikobereiter‹, oder ›Freund und Respektperson‹, sie sind ›pragmatischer‹, ›risikobereiter‹, ›stille Superstars‹ oder auch einfach nur ›coole Jungs‹. Der Erzieherberuf ist ›nichts für Weicheier‹. Bei solchen Aussagen schwingt mit, dass dies die Erzieher von ihren Kolleginnen unterscheidet: Frauen sind keine Kumpel, keine Respektpersonen, keine Freundinnen, sind nicht pragmatisch, nicht risikobereit, nicht cool, keine stillen Superstars und nicht hart.« (SCHULTE 2012, S. 258)

Die unnötig verkürzte Diskussion um »Jungenbenachteiligung« und Väter, männliche Erzieher und Grundschullehrer als deren Retter, sowie auch das beschriebene Beispiel aus der FAZ tragen (häufig auch unbewusst bzw. unbeabsichtigt) zu einer Re-Etablierung traditioneller und überwunden geglaubter Geschlechtervorstellungen bei. Weshalb wir es in unserer Arbeit in der Regel auch vermeiden, einen »besonderen« Zusammenhang zwischen männlichen Erziehern und Jungen herzustellen. Unsere Anliegen sind (geschlechtliche) Gleichstellung, mehr Professionalität durch mehr Vielfalt in Kitas und mehr männliche Fachkräfte für Jungen wie Mädchen. Schwierig sind in diesem Zusammenhang auch häufig zu hörende Argumentationsstränge in der Richtung »in Familien gibt es auch Väter und Mütter, warum sollte dies in Kitas dann nicht auch der Fall sein?« Schwierig zum einen, weil es sich bei Erzieherinnen und Erziehern um professionelle Fachkräfte und nicht um Eltern handelt und zum anderen deshalb, weil sich in den Kitas nicht alle Eltern aus Vater und Mutter zusammensetzen. Unsichtbar werden dabei nicht nur alleinerziehende Mütter und Väter, sondern auch andere Konstellationen, wie »Papa und Papa« oder »Mama und Mama«. Darüber hinaus haben einseitige Betrachtungsweisen, zumal wenn sie mit Frauen und Weiblichkeit abwertenden Konnotationen einhergehen, durchaus ihre negativen Effekte beim Kita-Personal. So beklagen sich Erzieherinnen und weibliche Auszubildende über eine öffentliche Debatte, in der häufig betont werde, Männer würden so viel Neues und Besseres – wie beispielsweise Bewegungs- und Tobespiele oder technische und naturwissenschaftliche Kompetenzen – in den Kita-Alltag einbringen. Gerade Frauen, die ihre Stärken in den Bereichen sehen, die in der öffentlichen Diskussion nur den Männern zugeschrieben werden, stehen deshalb dem »Mehr-Männer-in-die-Kitas-

Diskurs« skeptisch gegenüber (CREMERS/KRABEL 2012 c). Eine Erzieherin, die eine Tischlerinnenausbildung absolviert hatte und mittlerweile als Quereinsteigerin in einer Kita arbeitet, drückt dies folgendermaßen aus:

»(...) weil wie gesagt, ich kann Stromsachen selber anschließen und ich kann auch handwerklich arbeiten, sei es mit Holz, sei es mit andere Sachen. (...) Sport ok, vielleicht Trainer oder so was, davon habe ich nicht so viel Ahnung, aber Fußball spielen tu ich auch. (...) Ich kann doch nicht den Hobel irgendwie anders festhalten als ein Mann. (...) wegen meinem Geschlecht möchte ich nicht untergeordnet werden. Das ist mir wichtig.«

(CREMERS/KRABEL 2012c)

Aber wie dann? MEHR Männer in Kitas und mehr Gender-Reflexionen im Team

Bleibt also die Frage, wie sich nun aber neben einer geschlechtersensiblen Pressearbeit auch Gleichstellungspotenziale durch mehr Männer in Kitas nutzen lassen und die beschriebenen negativen Gender-Implicationen auch in der Kita-Praxis minimiert werden können? Hierzu beschreiben WALTER JOSEF ENGELHARDT (ENGELHARDT 2006) und GUNTER NEUBAUER (NEUBAUER 2012) gute Beispiele aus der Praxis. In ihren Ausführungen beziehen sich beide Autoren auf gruppenspezifische Entwicklungsmodelle und übertragen diese auf das Thema »Männer in Kitas«. Sie unterscheiden zwischen der Latenz-, Differenzierungs- und Integrationsphase bzw. Konsolidierungsphase. Demnach erscheinen in der ersten Phase (Latenzphase) gemischtgeschlechtliche Teams als »einfacher« Gewinn und (mögliche weitere) Auswirkungen auf die Teamdynamik und die pädagogische Arbeit bleiben in der Regel erst mal verdeckt. In der Differenzierungsphase werden dagegen Geschlechterdifferenzen (über-)betont und Geschlechterstereotype konstruiert. In der Integrationsphase bzw. der Konsolidierungsphase treten – insbesondere dann, wenn in dieser Phase geschlechterbezogene Teamreflexionen stattfinden – die Vielfalt und individuellen Persönlichkeiten der Erzieher und Erzieherinnen in den Vordergrund und ihre Geschlechtlichkeit in den Hintergrund (vgl. NEUBAUER 236f.). ENGELHARDT betont, dass er die in der Konsolidierungsphase sichtbar werdenden Unterschiede interessant und für die Praxis belebend findet. Gerade diese Phase sollte seines Erachtens im Team reflektiert werden, da sie ein hohes Maß an Selbstreflexion, Offenheit und Bereitschaft zur Aushandlung erfordert. NEUBAUER betont, dass es hilfreich ist, Geschlechterdynamiken in Teams nicht nur unter der Perspektive »Unterschiedlichkeit«, sondern auch unter der Perspektive »Gleichheit und Vielfalt« zu betrachten. Deutlich wird bei beiden Autoren, dass pädagogische Fachkräfte Geschlechterkonflikte und -differenzen besser minimieren können, wenn sie die Geschlechterdynamiken auch verstehen und geschlechtliche Vielfalt im Team als Ressource betrachten. Wichtig hierbei ist, dass die Fachlichkeit der Kollegen und Kolleginnen (und nicht deren Geschlecht) im Vordergrund steht (ENGELHARDT 2006, S. 39; NEUBAUER 2012, S. 237f.).

»Gerade die Geschlechterdynamik in Teams, deren Zusammensetzung sich von ›weiblich‹ in ›weiblich-männlich‹ verändert, bedarf einer besonderen Aufmerksamkeit. Hier genauer hinzuschauen, ist auch deshalb wichtig, damit die fachlich-pädagogische sowie gleichstellungs- und geschlechterpolitische Zielsetzung von ›mehr Männern in

Kitas« nicht durch latente Unstimmigkeiten erschwert, belastet oder gefährdet wird. Es braucht also eine Art »fachliche Landkarte« der Geschlechterdynamik in gemischten Kita-Teams: Womit ist zu rechnen? Was sind mögliche Fallen? Wo liegen Chancen und Ressourcen einer vielfältigeren Teamkonstellation?» (NEUBAUER 2012, S. 234)



Michael Cremers (Sozialwissenschaftler) und Jens Krabel (Politikwissenschaftler) sind Mitarbeiter der Koordinationsstelle »Männer in Kitas« an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen in Berlin.

Kontakt:

Katholische Hochschule für Sozialwesen
Koordinationsstelle Männer in Kitas
Köpenicker Allee 39-57

10318 Berlin

cremers@koordination-maennerinkitas.de

krabel@koordination-maennerinkitas.de



Literatur

BELOTTI, ELENA GIANINI (1975): Was geschieht mit den kleinen Mädchen? München: Verlag Frauenoffensive

BREITENBACH, EVA (2009): Zur Bedeutung der Geschlechtszugehörigkeit für die Arbeit im Elementarbereich. In: HAGEDORN/SCHURT/STEBER/WABURG (Hrsg.): Ethnizität, Geschlecht, Familie und Schule. Heterogenität als erziehungswissenschaftliche Herausforderung. Wiesbaden: VS Verlag, S. 141–157

CAMARON, CLAIRE (2012): Neu betrachtet: Männer und Professionalität in der Kinderbetreuung. In: CREMERS/HÖYNG/KRABEL/ROHRMANN (Hrsg.): Männer in Kitas. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 329–348

CREMERS, MICHAEL (2008): Jungen auf traditionellen und neuen Wegen. Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung des Pilotprojekts Neue Wege für Jungs. In: BZgA (Hrsg.): Forum Sexuaufklärung und Familienplanung 1/2008 »Jungen«, S. 8–12

CREMERS, MICHAEL (2012): Boys' Day – Jungen-Zukunftstag. Neue Wege in der Berufsorientierung und im Lebensverlauf von Jungen. Bielefeld: Kompetenzzentrum für Technik-Diversity-Chancengleichheit e.V. (Hrsg.)

CREMERS, MICHAEL/HÖYNG, STEPHAN/KRABEL, JENS/ROHRMANN, TIM (Hrsg.) (2012): Männer in Kitas. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich

CREMERS, MICHAEL/KRABEL, JENS/CALMBACH, MARC/BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (Hrsg.) (2010): Männliche Fachkräfte in Kindertagesstätten. Eine Studie zur Situation von Männern in Kindertagesstätten und in der Ausbildung zum Erzieher. Berlin: BMFSFJ

CREMERS, MICHAEL/KRABEL, JENS (2012a): Gender macht Schule – wie viel Gender steckt in der Fachschulausbildung für Erzieher/innen? In: CREMERS/HÖYNG/KRABEL/ROHRMANN (Hrsg.): Männer in Kitas. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 183–197

CREMERS, MICHAEL/KRABEL, JENS (2012b): Männer-Quoten in Care Bereichen. In: HURRELMANN, KLAUS/SCHULTZ, TANJEV (Hrsg.) (2012): Jungen als Bildungsverlierer. Brauchen wir eine Männerquote in Kitas und Schulen? Weinheim: Beltz, S. 78–101

CREMERS, MICHAEL/KRABEL, JENS (2012c): Männliche Fachkräfte in Kitas – Auswirkungen auf Teamprozesse und die pädagogische Praxis. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit. Jahrgang 43, Nr. 1/2012, S. 64–73

ENGELHARDT, WALTER JOSEF (2006): »Onkel Tante Helmut« oder: Welche Erzieher brauchen Kinder? Jungen – TPS – Sonderheft 8/2006, S. 36–42

GIESECKE, HARALD (2012): Gehalt und Berufsorientierung. <http://www.koordination-maennerinkitas.de/aus-und-weiterbildung/berufsorientierung/einzelansicht/article/gehalt-und-berufsorientierung-interview-giesecke/>

HOCKE, NORBERT (2012a): Männer in die Kitas: Ein Angebot. In: CREMERS, MICHAEL/HÖYNG, STEPHAN/KRABEL, JENS/ROHRMANN, TIM (Hrsg.): Männer in Kitas. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 249–251

HOCKE, NORBERT (2012b): Gehalt und Berufsorientierung. <http://www.koordination-maennerinkitas.de/aus-und-weiterbildung/berufsorientierung/einzelansicht/article/gehalt-und-berufsorientierung/>

ICKEN, ANGELA (2012): Das Bundesprogramm »Männer in Kitas« – ein gleichstellungspolitischer Ansatz. In: CREMERS/HÖYNG/KRABEL/ROHRMANN (Hrsg.): Männer in Kitas. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 17–26

OHREM, SANDRA (2011): Überwindung von Gender Bias in der Kindertagesstätte – Auflösung tradierter Geschlechterrollenzuweisungen im Vorschulalter. In: KLAMMER, UTE/MOTZ, MARKUS (Hrsg.): Neue Wege – Gleiche Chancen. Expertisen zum Ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 45–87

PUHLMANN, ANGELIKA (2012): Berufsorientierung junger Männer heute. In: CREMERS/HÖYNG/KRABEL/ROHRMANN (Hrsg.): Männer in Kitas. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 45–56

Rabe-Kleberg, Ursula (2003): Gender Mainstreaming und Kindergarten. Weinheim: Beltz

ROHRMANN, TIM (2012): Warum mehr Männer? In: CREMERS/HÖYNG/KRABEL/ROHRMANN (Hrsg.): Männer in Kitas. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 115–129

SEIFERT, KELVIN (1973): Some problems of men in child care work. Child Welfare, 52(3), 167–171.

SCHULTE, SANDRA (2012): »Entschuldigung, sind Sie der Hausmeister?« Geschlechtersensible Pressearbeit – das Thema »Männer in Kitas« in der Presse. In: CREMERS/HÖYNG/KRABEL/ROHRMANN (Hrsg.): Männer in Kitas. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 253–264

Sehnsucht nach Wärme in kalten Zeiten. Forschungsergebnisse und Betrachtungen zur Lebenssituation schwuler Jugendlicher in Deutschland

Stefan Timmermanns

Erfahrungen mit dem Coming-out und die weitere psychosexuelle Entwicklung homosexueller Jungen sind Gegenstand einer Expertise und einer für diesen Beitrag durchgeführten Befragung des Autors, deren Ergebnisse im Folgenden zusammengefasst werden.

Die Beschreibung der aktuellen Lebenssituation schwuler Jungen und Jugendlicher in Deutschland ist kein einfaches Unterfangen. Zum einen existieren wenig empirische Untersuchungen, die sich dieses Themas annehmen. Zum anderen stellen junge schwule Männer keine homogene Gruppe dar. Nicht überraschend und trotzdem in ihrer Deutlichkeit frappierend war für mich die Erkenntnis beim Schreiben dieses Artikels, dass schwule Jugendliche auch 2013 sehr häufig die Erfahrung von Einsamkeit machen und eine große Sehnsucht empfinden – nach anderen, die genauso sind wie sie, nach einer festen Beziehung, der großen Liebe, danach, von ihrer Familie und der Gesellschaft akzeptiert und geliebt zu werden. Der Titel meines Beitrags ist deshalb an ein Lied von Veronika Fischer angelehnt und soll die große Bedürftigkeit verdeutlichen, die auch heute noch bei vielen jungen schwulen Männern zu erkennen ist. Diese Sehnsucht zu stillen dürfte ihnen deutlich schwerer fallen als ihren heterosexuellen Geschlechtsgenossen, wie im Folgenden deutlich wird.

Zunächst jedoch ein Überblick über die spärliche Forschungsliteratur. Eine Expertise des Deutschen Jugendinstituts (DJI) versucht mithilfe einer Synopse mehrerer Studien die Lebenssituation homo- oder bisexueller Jugendlicher in den letzten zehn bis 15 Jahren in Deutschland zu beschreiben (SIELERT/TIMMERMANN 2011). Sie kommt zu der Einschätzung, dass das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen mit schwuler, lesbischer, bi- und transsexueller Identität nach wie vor problematisch ist. Verschiedene sozialwissenschaftliche Untersuchungen weisen zwar darauf hin, dass sich in Deutschland das gesellschaftliche Klima für Lesben und

Schwule in den letzten Jahren generell verbessert hat. Homophobe Stimmungen, Diskriminierung und Gewalt gehören jedoch immer noch zu den Sozialisationsbedingungen von Jugendlichen. In den letzten 20 Jahren haben homophobe Diskriminierungen von Jugendlichen mitunter zu-, manchmal aber auch abgenommen. Hier kann keine eindeutige Einschätzung abgegeben werden (vgl. ebd.).

Die Expertise beschreibt Probleme im Zusammenhang mit dem Coming-out und der weiteren psychosexuellen Entwicklung. Der Schritt, sich in der Öffentlichkeit als Angehöriger einer sexuellen Minderheit zu erkennen zu geben, ist immer noch nicht selbstverständlich und mit Zukunftsängsten sowie Unsicherheit über bevorstehende Benachteiligungen verbunden. Zudem leiden viele schwule Jugendliche wegen eines meist dezenten und zurückhaltenden Umgangs mit der sexuellen Orientierung im alltäglichen Leben unter Einsamkeit. Die Expertise kommt ferner zu dem Ergebnis, dass die Pubertät schwuler Jugendlicher sich erheblich vom heterosexuellen Muster unterscheidet. Die statistische Verteilung homo- und heterosexueller Gleichaltriger und die Diskriminierung homosexueller Lebensformen im Alltag führen dazu, dass das Experimentieren mit Liebe, Sexualität und Partnerschaft deutlich später beginnt und durch die geringeren Möglichkeiten, Liebesbeziehungen einzugehen und öffentlich zu leben, lange Zeit unvollständig bleibt. Zudem wird vermutet, dass sich aufgrund der immer noch existierenden Geschlechterrollenzuschreibungen und des im Fremdbild einseitig auf Effeminität¹ festgelegten schwulen Verhaltensstereotyps sehr differenzierte Probleme der psychosexuellen Entwicklung von sich homosexuell entwickelnden Jungen ergeben (vgl. ebd.).

In diesem Zusammenhang müssen auch Erkenntnisse aus der HIV- und Aids-Forschung betrachtet werden. SANDER

¹ Effeminität: übertrieben feminines Verhalten bei Jungen und Männern, d. Red.

spricht z.B. in der Gruppe der schwulen Männer, die sich mit HIV anstecken, von »vulnerablen Karrieren« (SANDER 2006). Diese sind durch eine Häufung von stressinduzierenden Lebensereignissen und -konstellationen gekennzeichnet. Aus gesundheitstheoretischer Perspektive handelt es sich um negative Synergien durch Anhäufung von Stressoren bei gleichzeitigem Fehlen von Bewältigungsressourcen. Sie bieten ungünstige Voraussetzungen für die Bewältigung der mit der Adoleszenz verbundenen Entwicklungsaufgaben. Die Aufgabe der Identitätsentwicklung wird dadurch erschwert, dass ein Junge sich sexuell zum eigenen Geschlecht hingezogen fühlt (vgl. ebd.). SAFREN et al. (2010) stellen ebenfalls einen Zusammenhang zwischen der mentalen Gesundheit und verschiedenen psychosozialen Problemen her. Bei vielen schwulen HIV-positiven Männern treten zusätzlich zu ihrer Infektion weitere psychosoziale Probleme wie z.B. Depressionen oder Drogengebrauch auf. Die Autoren sprechen in diesem Zusammenhang von »syndemic conditions« (vgl. ebd.). WOLITSKI, STALL et al. (2009) haben auf der Basis von empirischen Studien ein theoretisches Modell entwickelt, das erklärt, warum die Grundlagen für diese »syndemic conditions« bereits in der Kindheit und Jugend schwuler Männer gelegt werden. Schwule Jungen machen bereits früh Erfahrungen mit Anderssein, Einsamkeit, Marginalisation sowie Diskriminierungen. Die in der Gesellschaft verbreitete Homophobie wird verinnerlicht und führt zu einem geringeren Selbstwertgefühl. Dazu gesellen sich dann später die oben genannten psychosozialen Probleme, die in der Gruppe der schwulen Männer weiter verbreitet seien als bei heterosexuellen Männern in den USA. Die Autoren sind der Ansicht, dass frühe Erfahrungen homophober Gewalt und kulturelle Marginalisierung die Gesundheit von schwulen Männern nachhaltig und lebenslang negativ beeinflussen (vgl. ebd.).

Die DJI-Expertise stellt fest, dass eine negative Einstellung oder gar Angst gegenüber Homosexuellen in nicht wenigen Teilen der Gesellschaft immer noch verankert ist. Homophobe Gewalt existiere in einem nicht zu tolerierenden Ausmaß und äußere sich zunächst auf der verbalen Ebene. In einer europäischen Studie berichten vor allem jüngere schwule Männer von verbaler und physischer Gewalt. 59% der unter 20-Jährigen geben an, Opfer symbolischer Gewalt gewesen zu sein, weitere 7% berichten von physischen Gewalterfahrungen (vgl. BOCHOW 2011). Diese und andere Studien machen deutlich, dass Menschen mit bestimmten sexuellen Orientierungen noch immer zu den »Hassgruppen« in der Bevölkerung gehören. In einer Internetbefragung durch die Deutsche AIDS-Hilfe gaben ungefähr zwei Drittel der Teilnehmenden an, antihomosexuelle Beschimpfungen erlitten zu haben. Über Erfahrungen mit Gewalt verfügte immerhin noch ein Viertel der Befragten. Die Autoren kommen zu dem Schluss: »Gesellschaftliche Homonegativität hat auch bei uns offensichtlich massive Auswirkungen auf die Gesundheit schwuler und bisexueller Männer. Erfahrene Stigmatisierungen begünstigen die Internalisierung von Homonegativität und so die Anfälligkeit für seelische Probleme. Dies wiederum kann die Wahrnehmung gesundheitlicher Dienstleistungen einschränken, kann zu Selbstmedikation und unkontrolliertem Drogengebrauch führen. Letztlich ist nicht auszuschließen, dass dies wiederum episodisch oder dauerhaft riskantere Verhaltensweisen begünstigt.« (SANDER/KRUSPE 2013)

Um die bisherigen Befunde zu aktualisieren, wurden für diesen Artikel mehrere Jugendliche und junge Männer

zwischen 16 und 26 Jahren aus schwulen Jugendgruppen sowie Experten und Expertinnen mittels eines Fragebogens um ihre Einschätzung gebeten. Insgesamt konnten Antworten von 12 Personen qualitativ ausgewertet werden.² Auf die Frage, wie sie ihre Lebenssituation heute beschreiben würden, gab es eine große Bandbreite von Antworten. Auch wenn einige die aktuelle Lage bedeutend besser einschätzten, weil Sexualität heute »freier ausgelebt« werden könne und »mehr Menschen für das Thema sensibilisiert« seien, fügten andere hinzu, dass ihre Lebenssituation kompliziert sei und sie große Angst vor dem Coming-out hätten. Die Fragen zielten auch auf die Bedeutung verschiedener Sozialisationsinstanzen für schwule Jugendliche. Die Familie wird als sehr wichtiger Ansprechpartner genannt, um das Coming-out und vor allem die Reaktionen darauf zu verarbeiten. Je jünger ein schwuler Jugendlicher sei, desto wichtiger sei die Familie. Vor allem, wenn die Jungen noch bei den Eltern wohnten, stellten sich Fragen, z.B. wie man das Schwulsein geheim halten oder wie man mit homophoben Sprüchen umgehen könne, wenn man bereits geoutet ist. Freunde haben einen ähnlich hohen Stellenwert für die Antwortenden, vor allem wenn der Rückhalt in der Familie fehlt. Der Freundeskreis verändere sich oft durch ein Coming-out: langjährige Freundschaften könnten wegbrechen, weil Unverständnis oder gar Angst vor Schwulen herrsche. Jedoch entwickelten sich häufig auch neue Freundschaften zu anderen Schwulen. Diese hätten eine besondere Funktion, weil man in ihnen Gleichgesinnte oder Leidensgenossen sähe, die die eigene Lebenssituation besser verstünden als andere. Bei Freunden könne man sich nicht nur Rat holen, sondern bei ihnen müsse man sich nicht verstellen und so tun, als sei man heterosexuell.

Eine ähnliche Bedeutung haben soziale Netzwerke wie z.B. das Jugendnetzwerk Lambda, regionale schwule Jugendgruppen oder Internetportale wie www.dbna.de oder www.gayromeo.de. In diesen virtuellen oder realen Räumen gehe es vor allem darum, andere schwule Jugendliche kennenzulernen und Kontakte aufzubauen. Hier gehen viele auch ihre erste Liebes- oder sexuelle Beziehung ein, was jedoch manchmal auch in der Schule, auf einer schwulen Party oder in einem Club passieren könne. Einige Befragte äußern Kritik an Internetportalen, weil man darüber keine »echten« Kontakte herstellen könne. Facebook habe vor allem als Informationsquelle, manchmal aber auch als Kontaktbörse eine Bedeutung. In einigen Fällen fände dort auch das Coming-out statt, indem ein Nutzer einfach sein Profil ändere. Es wird aber auch von ungewolltem Outing und Mobbing auf Facebook berichtet.

Mit ihrem Coming-out gehen schwule Jugendliche heute sehr unterschiedlich um. Die Antworten reichen von »entspannt« bis zu der Aussage, dass ihnen deshalb »die Hölle heiß« gemacht würde. Die Öffnung gegenüber der Umwelt könne dabei bereits in sehr jungen Jahren stattfinden oder aber erst mit Mitte oder Ende 20. Auch die Reaktionen auf das Coming-out gestalteten sich sehr unterschiedlich. Väter hätten eher Schwierigkeiten damit, einen schwulen Sohn zu akzeptieren als Mütter. Auch eine beschwichtigende Haltung, dass es sich »nur um eine Phase« handele, ist immer noch

2 An der Befragung nahmen Teilnehmer der schwulen Jugendgruppen in Mannheim und Leipzig teil sowie Expertinnen und Experten vom Jugendnetzwerk Lambda (www.lambda-online.de) und der Beratungseinrichtung »In & Out« in Berlin (www.comingout.de), bei denen ich mich an dieser Stelle für ihre Unterstützung bedanken möchte.

anzutreffen. In einem Fall wurde berichtet, dass die Familie geschockt auf das Coming-out des Sohnes reagiert und dass der Vater daraufhin sechs Monate nicht mit seinem Sohn geredet hätte. Unterstützung fand der junge Mann in diesem Fall bei seiner Mutter und Großmutter. Manchmal fallen die Reaktionen in der Familie jedoch auch positiver aus als befürchtet, berichten die Mitarbeiter der Beratungsstelle »In & Out«.

Die Schule wird häufig als sehr problematischer Ort für einen offenen Umgang mit der sexuellen Orientierung erlebt. Lehrer seien dem Thema gegenüber gleichgültig eingestellt, nur wenige griffen es im Unterricht auf oder verteidigten Homosexuelle vor Verächtlichmachungen. Schwule Jungen fürchten zudem Klatsch und Tratsch an ihrer Schule und damit verbundene negative Reaktionen bis hin zu Mobbing. Daher outeten sich nach wie vor nur wenige Jugendliche in der Schule. Zum Schutz werde auch schon mal eine »Pseudo-Freundin« vorgeschoben. Unterstützung durch Lehrer/innen, Schulsozialarbeiter/innen oder Schulpsychologinnen/-psychologen scheint eher die Ausnahme zu sein. Als schwierig werden auch Situationen in der Umkleidekabine im Sportunterricht oder im Verein beschrieben. Erst in der Uni erscheint vielen ein offener Umgang mit ihrem Schwulsein möglich, weil dort eine »hohe Toleranz« herrsche.

Erfahrungen mit Mobbing bei schwulen Jugendlichen scheinen nach der vorliegenden Umfrage relativ weit verbreitet zu sein. Nahezu überall kann es zu »fragenden, blöden Blicken«, verbaler Anmache, Beschimpfung, aber auch zu körperlichen Angriffen kommen. Ob in Schule, Nachbarschaft, Familie, im Bus oder im Internet (z.B. Facebook), auch das Händchenhalten mit dem Freund oder auffällige Kleidung könnten als Grund ausreichen, um in der Öffentlichkeit Opfer von Diskriminierung oder auch Gewalt zu werden. Die Auswirkungen solcher Erfahrungen sind vielfältig und reichen von Verunsicherung, Angst, Traurigkeit, Selbstzweifeln, Wut, Rückzug, Verlust an Selbstwertgefühl, Drogenabhängigkeit, bis hin zu Depressionen und Selbstmord(versuchen). Nur wenige lassen sich gar nicht von solchen Erfahrungen beeinflussen. Auch der Umgang mit dem eigenen Schwulsein verändert sich dadurch. Man outet sich nur im engsten Kreis, um Tratsch und Nachteile zu vermeiden. In bestimmten Stadtvierteln oder Situationen wird nicht offen gezeigt, dass man schwul ist. Homophobie und die damit verbundene Abwertung werden verinnerlicht, man versteckt sich und gerade die Jüngeren leiden unter der Angst, gegen ihren Willen geoutet zu werden.

Ihre ersten Beziehungen erleben schwule Jungen unterschiedlich. Einige antworten: »Genauso vielfältig wie heterosexuelle Jugendliche auch«, andere sehnen sich aufgrund der großen Einsamkeit, die sie empfinden, nach einer festen Beziehung. Gerade am Anfang wären schwule Beziehungen oft von kurzer Dauer oder würden versteckt und heimlich gelebt. Der Grad der Offenheit, wie diese Beziehung gelebt werden könne, beeinflusse auch, ob es überhaupt zu einer Beziehung komme bzw. wie lange diese andauere. Wenn nur einer der beiden Partner in der Öffentlichkeit zu seinem Schwulsein stehe, beschleunige dies oft das Ende der Partnerschaft. Eine Beziehung könne aber auch die fehlende Kraft spenden, um den entscheidenden »Befreiungsschlag« zu wagen und sich zu outen. Die ersten sexuellen Erfahrungen werden als äußerst positiv bis hin zu sehr negativ beschrieben. Letzteres vor allem dann, wenn sich mit diesem Erlebnis die Frage verbinde, ob man aufgrund eines

singulären sexuellen Erlebnisses denn tatsächlich schwul sei.

Differenzkriterien scheinen abweichende Antworten zur Folge zu haben. So wurde das Alter beim Coming-out als wichtig für die Reaktionen darauf erachtet: Jüngere Schwule hätten noch nicht das Selbstbewusstsein wie ältere und könnten daher seltener einen souveränen Eindruck hinterlassen. Dies hätte dann häufiger negative Reaktionen der Umwelt zur Folge. Zudem seien die Peers oft noch in einem Alter, in dem sie sich ihrer eigenen sexuellen Orientierung noch nicht sicher seien, weswegen sie umso heftiger auf das Coming-out eines Freundes reagierten. Andere Antworten legen nahe, dass bei Menschen aus »ärmeren« oder weniger gebildeten Schichten mehr Vorurteile gegenüber Schwulen herrschen. Das Coming-out für einen türkischen, islamischen, katholischen oder einen Jungen aus dem arabischen Kulturraum wird als tendenziell schwieriger eingestuft. Auch eine konservative Einstellung der Eltern bzw. des Umfeldes wird als »schwierig« gesehen.

Ein Coming-out auf dem Land sei ebenfalls nicht einfach, weil Jugendliche dort weniger Vorbilder in ihrem Umfeld hätten und weil es dort wesentlich schwieriger sei, Kontakt zu Gleichgesinnten herzustellen. Einen Beziehungspartner zu finden falle auf dem Land besonders schwer.

Auf die Frage, was schwule Jugendliche heute am meisten bräuchten, wurde eine ganze Reihe von Wünschen geäußert: Toleranz, Akzeptanz, Gleichgesinnte, sichere Orte der Begegnung, an denen man sich nicht verstellen müsse, die Möglichkeit, vielfältige Beziehungen zu leben (Liebesbeziehungen, Freundschaften, Sexbeziehungen), Liebe und mehr Sichtbarkeit von Homosexuellen in der Gesellschaft. Darüber hinaus werden Unterstützung beim Coming-out, schwule Jugendgruppen, Aufklärungsunterricht und Fortbildungen für Lehrer als wichtig erachtet, damit sich die Situation an den Schulen verändere. Die folgende Antwort macht deutlich, welche hohe Bedeutung die Herkunftsfamilie für viele schwule Jugendliche hat:

»Gehe ich von mir aus, wäre wohl die größte Unterstützung diese, dass meine Familie mich als Gesamtwesen akzeptiert und ich mich nicht abgelehnt fühlen müsste, denn so sehr ich mich auch sträube, mein Leben mit ihnen zu verbringen, sie daran teilhaben zu lassen, so sehr wünscht sich das Kind in mir doch noch die elterliche Akzeptanz. Es klingt vielleicht etwas konservativ [...], aber Familie steht bei mir [...] an vorderster Stelle. Ich hätte bei Weitem nicht dieses emotionale Chaos erleben müssen, wenn ich immer wieder einen Hort gehabt hätte, zu dem ich zurückfinden und Wärme, Geborgenheit und Akzeptanz finden konnte, stattdessen bin ich Nestflüchter und versuche heute alles, mich von diesen alten Wunden zu lösen und krampfhaft eine eigene Familie zu konstruieren, mit mäßigem Erfolg ... Wenn ich an die Unterschiede zwischen homosexuellen und heterosexuellen Jugendlichen denke, kommt mir [...] in den Sinn, dass ich als Homosexueller tendenziell eher Ausgrenzung erfahren habe, weil Menschen Ekel, Wut und Angst empfinden. Ich wünsche mir, dass Homosexualität kein Thema mehr wird, über welches es nötig wäre noch zu reden, sondern [dass] eine gesamtgesellschaftliche und familiäre Akzeptanz des Menschen [herrscht] als Gesamtwesen ohne Reduktion auf »ein Merkmal.«

Die Ergebnisse der DJI-Expertise und der Umfrage für diesen Artikel zeigen, dass sich kein einheitliches Bild von der Lebenssituation schwuler Jugendlicher zeichnen lässt. Einigen gelingt es, ein relativ gutes und unbeschwertes Leben zu führen. Viele machen jedoch Erfahrung mit Dis-

kriminierung, sowie mit verbaler oder physischer Gewalt. Je früher die Diskriminierung stattfindet, desto nachteiliger wirkt sie sich auf das Wohlbefinden und die Gesundheit aus. Die Folgen davon sind noch im Erwachsenenalter zu spüren. Trotz aller Verbesserungen bei den Bürgerrechten von Lesben und Schwulen und einer relativ liberalen öffentlichen Meinung können die in diesem Artikel dargestellten Befunde nicht darüber hinwegtäuschen, dass es nach wie vor viel zu tun gibt: in der Forschung, der rechtlichen Gleichstellung, gesellschaftspolitisch sowie in der Sozialen Arbeit, dem Gesundheitswesen und der Pädagogik. Vor allem in den Schulen erscheint eine Veränderung des Umgangs mit dem Thema Schwulsein dringlich. Was die Jungenarbeit angeht, so wurden hierzu bereits an anderer Stelle Vorschläge gemacht, die leicht angepasst auch auf Schulen übertragen werden können (vgl. TIMMERMANNNS 2008). Auch schwullesbische Aufklärungsprojekte können helfen, in Schule und Jugendarbeit Vorurteile abzubauen und alte Denkweisen zu verändern (vgl. TIMMERMANNNS 2003). Mittlerweile gibt es eine Vielzahl an Materialien und Unterrichtshilfen für Lehrkräfte (vgl. TIMMERMANNNS 2013).³ Allein das Wissen darum und der Wille dieses »heiße Eisen« (GLÜCK et al. 1990) anzupacken, scheint noch nicht in ausreichendem Maß vorhanden zu sein. In der Schule, aber auch in der Erziehungswissenschaft geht es m.E. um grundlegende Fragen der Menschenrechte und der Gesundheit: Wie können wir Heranwachsende, die ihr Mannsein anders als die Mehrheit gestalten und leben möchten, besser vor Ausgrenzung, Diskriminierung und Gewalt, vor gesundheitsschädigenden Einflüssen, Depression und Suizid schützen? Wie können wir ihre Fähigkeit zur Resilienz stärken? Um auf diese Fragen Antworten zu geben, sind nicht nur Lehrkräfte und diejenigen gefordert, die sie aus- und fortbilden, sondern auch die Eltern und mit ihnen die gesamte Gesellschaft.



Dr. Stefan Timmermanns war Mitarbeiter bei pro familia und der Deutschen AIDS-Hilfe. Er ist Dozent an der Pädagogischen Akademie Elisabethenstift in Darmstadt und Lehrbeauftragter an der Hochschule Fulda sowie Vorsitzender der Gesellschaft für Sexualpädagogik e.V.

Kontakt:

Dr. Stefan Timmermanns
c/o Pädagogische Akademie
Elisabethenstift
Stiftstraße 41
64287 Darmstadt
Telefon (06151) 40 95-465
timmermanns@eva.elisabethenstift.de

Literatur

- BOCHOW, MICHAEL/LENUWEIT, STEFANIE et al. (2011): Schwule Männer und HIV/AIDS: Lebensstile, Sex, Schutz- und Risikoverhalten 2010, Aids-Forum Band 60, Berlin: Deutsche AIDS-Hilfe e.V.
- GLÜCK, GERHARD/SCHOLTEN, ANDREA et al. (1990): Heiße Eisen in der Sexualerziehung. Wo sie stecken und wie man sie anfasst, ²1992. Weinheim: Dt. Studienverlag
- SAFREN, STEVEN A./REISNER, SARI L. et al. (2010): »Mental Health and HIV Risk in Men Who Have Sex with Men«. In: Journal of Acquired Immune Deficiency Syndrome 2010/55 Suppl. 2, 74–77
- SANDER, DIRK (2006): Man kann's therapieren, aber man wird's nie los – Kontexte von HIV-Infektionen bei jüngeren schwulen Männern in Deutschland, AIDS-Forum Bd. 50. Berlin: Deutsche AIDS-Hilfe e.V.
- SANDER, DIRK/KRUSPE, MARTIN (2013): »Wie geht's Euch?« Seelische Gesundheit bei schwulen und bisexuellen Männern, Fakten-Check 1/2013. Berlin: Deutsche AIDS-Hilfe e.V.
- STIELERT, UWE/TIMMERMANNNS, STEFAN (2011): Expertise zur Lebenssituation schwuler und lesbischer Jugendlicher in Deutschland. Eine Sekundäranalyse vorhandener Untersuchungen. Hrsg. v. Deutschen Jugendinstitut, München
- TIMMERMANNNS, STEFAN (2008): »Echte Kerle haben (keine) Angst vor Schwulen!« Wie die Jungenarbeit auf die verbreitete Aggression dem Schwulsein gegenüber reagieren kann. In: Forum Sexualaufklärung und Familienplanung, Heft 1/2008, Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, S. 18–21
- TIMMERMANNNS, STEFAN (2003): »Keine Angst, die beißen nicht!« Evaluation schwul-lesbischer Aufklärungsprojekte in Schulen. Norderstedt: Books On Demand
- TIMMERMANNNS, STEFAN (2013): »Sexuelle Orientierung«. In: Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung, hrsg. v. R.-B. SCHMIDT u. U. STIELERT. Weinheim: Beltz Juventa, S. 255–264
- WOLITSKI, RICHARD J./STALL, RON et al. (2009): »Unequal Opportunity: Health Disparities Affecting Gay and Bisexual Men in the United States«. In: Oxford Scholarship Online

³ Die Bildungsinitiative »Queerformat« des Berliner Senats bietet ebenfalls Handreichungen und Materialien (www.queerformat.de).

Transkulturelle Jungenarbeit. Wie kompetentes Handeln in der Einwanderungsgesellschaft Jungen erreicht

Olaf Jantz

Konzepte, die sich auf interkulturelle Kompetenzen stützen, greifen zu kurz, so die These des Autors Olaf Jantz. Er begründet hier, warum der Bezug auf Transkulturalität für eine zukunftsfähige Praxis der Jungenarbeit von großer Bedeutung ist.

In diesem Artikel soll keine theoretische Herleitung im wissenschaftlichen Sinne angeboten werden. Es ist auch kein reiner Praxisbericht. Vielmehr wird hiermit ein Begründungsrahmen zur Diskussion gestellt, der die Notwendigkeit einer Transkulturellen Jungenarbeit in der sich globalisierenden Einwanderungsgesellschaft herausarbeitet. Der vorliegende Ansatz verknüpft praktische Erfahrungen, die wir bei mannigfaltig e.V. – Institut für Jungen- und Männerarbeit machen, mit theoretischen Erkenntnissen (vgl. explizit: JANTZ 2007). Es ist mein Anliegen zu zeigen, dass pädagogische Bemühungen unseren Zielgruppen nur dann gerecht werden, wenn wir unsere Konzepte daraufhin überprüfen, ob sie denjenigen entsprechen, die wir erreichen wollen. Welche expliziten und vor allem welche impliziten Annahmen und subjektiven Theorien über Jungen und ihre Gleichheits- bzw. Differenzerwartungen enthalten Konzepte der Jugendhilfe im Allgemeinen und der Jungenarbeit im Speziellen? Was nehmen wir in den Blick und was blenden wir aus? Wie bedeutsam ist die Kategorie der Kultur? Ferner soll expliziert werden, inwiefern interkulturelle Konzepte in der heutigen Jungenarbeit zu kurz greifen und einen Wandel zur Transkulturellen Jungenarbeit erfordern. Für die Veröffentlichung in diesem Heft: Was hat sich seit meinem letzten Artikel »Interkulturelle Jungenarbeit. Praxis, Ziele und professionelle Haltung« im BZgA Forum verändert? (Vgl. JANTZ 2008)

Die praktische Seite

Der Begründungsrahmen für Transkulturelle Jungenarbeit ergibt sich in der Praxis quasi von selbst: Einerseits sind Geschlechterthemen besonders in der Jugend omnipräsent.

Männliche Jugendliche bewältigen ihr »Mann-Werden« an Beispielen, die ihnen in Medien, in der Familie, in der Peer group und von anderen Menschen in ihrem sozialen Nahraum als männlich vorgelebt werden. Alle Jungen müssen offensichtlich eine Balance finden zwischen innerem Wollen und äußerem Sollen, das jeweils geschlechtstypisch aufgeladen ist. Männlichkeitsbeweise sind insofern alltäglich beobachtbare Bewältigungsversuche, die den Alltag in der Jugendhilfe begleiten, wenn nicht sogar dominieren. Darüber hinaus gelingt es einigen Jungen, sich jenseits männlichkeitsnormierender Identitätssuche zu bewegen, was die Frage aufwirft, wie wir diese Ressourcen aktivieren und die beobachtbaren Kompetenzen fördern können. Jungen benötigen insofern Unterstützung in der alltagspraktischen Orientierung und in den Suchbewegungen zu einer angemessenen Lebens- und Berufsorientierung.

Auf der anderen Seite verändern sich die Rahmenbedingungen pädagogischen Handelns in der Einwanderungsgesellschaft durch das Auftreten von Mädchen und Jungen, die andere kulturelle Werte, Normen und auch andere moralische Orientierungen vertreten, als wir es aus deutsch-einheimischer Erfahrung gewohnt sind. Die heute existierenden Jungenwelten transformieren sich jedoch entlang der den Jungen gegebenen Partizipationschancen. So stellt sich die Frage, welche Jungen in welcher Art und Weise betrachtet werden. Bei einem offensichtlichen Migrationshintergrund werden im sozialen Alltag andere Annahmen vorausgesetzt als bei Jungen, die als deutsch-einheimisch identifiziert werden. Das stellt auch eine Dimension von Rassismus dar, den Jungen alltäglich erfahren. Und sie selbst betonen Differenzen, die ihnen wichtig erscheinen. Das kann so weit verinnerlicht werden, dass es zu einer Überbetonung der eigenen Herkunft kommt (Selbstethni-

sierung). Andere Jungen hingegen kaschieren ihren Migrationshintergrund durch stete Beweise »echten Deutschseins«. Wer mit Jungen arbeitet, sieht sich im Alltag folglich einer Vielfalt ausgesetzt, die es notwendig macht, das eigene Handeln konzeptionell weiterzuentwickeln. Vielmehr noch stellt sich die Frage, welche Angebote der »deutschen Pädagogik« auch Jungen erreicht, die ihre familiäre Herkunft aus anderen Ländern stark betonen. Ausgehend von der sich immer wieder bestätigenden Erfahrung, dass Jugendarbeit im Kern Beziehungsarbeit darstellt, bleibt es unverzichtbar, dass sich Jungenarbeit auf die Bedingungen jugendlicher Lebenswelten bezieht. Und eben diese Lebenswelten offenbaren sich in der Jugendhilfe vielfältig und sie offenbaren sich als höchst widersprüchlich: Da begegnen uns Jungen, die einen arabischen Namen tragen, sich aber als deutsch verstehen. Da sprechen Jungen türkisch, sind Teil einer Gruppe, die sich Türkisch Power Boys (TPB) nennt und kommen aus einer Familie mit einem deutsch-deutschen Lehrerehepaar. Wenn Jugendhilfe erfolgreich sein will, so muss sie sich den Transformationsprozessen stellen. Sie muss den sich wandelnden Begegnungsformen und Präsentationsmustern von Jungen und Mädchen gerecht werden. Interessant dabei ist, dass die Männlichkeitsthemen der pädagogischen Erfahrung nach – bei allem Wandel durch zunehmende Migration – in den allermeisten Jugendwelten gleich geblieben sind! Doch warum greifen Konzepte zu kurz, die sich auf interkulturelle Kompetenzen stützen? Warum benötigt die Praxis der Jungenarbeit den Bezug auf Transkulturalität?

Die theoretische Seite

Für den veränderten Bedarf in der aktuellen Einwanderungsgesellschaft möchte ich nur einen Ansatz ausführen. WOLFGANG WELSCH (2009) entwickelt mittlerweile über Jahrzehnte das Konzept der Transkulturalität, um beschreiben zu können, in welcher Hybridität heutige Identitätsformationen auftreten. Es sind zwei Aspekte, auf die ich mich im Rahmen Transkultureller Jungenarbeit vorwiegend beziehe:

1. Kultur wird oftmals an nationale und/oder ethnische Gruppen gekoppelt betrachtet. Diese »Verschleifung« (ebd., S. 1) der inhaltlichen Bedeutung kultureller Muster mit Nationalität stellt jedoch eine Verkürzung dar, weil sie von einer Starrheit von Kulturen ausgeht. Der Blick auf z.B. syrische Jungen homogenisiert diese Gruppe anhand der traditionell interkulturellen Annahme grundsätzlicher Differenzen zwischen Syrern und Deutschen. Ob jedoch der nach deutschen Vorstellungen »bildungsnahe« Lehrersohn aus Damaskus mehr Ähnlichkeiten zum Lehrersohn aus Hannover offenbart, wird in dieser Sichtweise nicht zu fassen sein. Immer wieder – so die dekonstruktivistisch motivierte Analyse – wird der Gymnasiast, der aus Kriegsgründen aus Syrien nach Deutschland wanderte, auf seine »Nationalkultur« reduziert und nicht z.B. im Hinblick auf seine Anpassungsleistungen wahrgenommen. Welsch betont dagegen einerseits die Durchlässigkeit und Wandelbarkeit von Kulturen. Andererseits arbeitet er die widersprüchliche Vielfalt von Binnenbezügen unterschiedlicher kultureller Verbundenheiten heraus, um eine historisch angemessene Heuristik anzubieten: »Das neue Leitbild sollte nicht das von Kugeln [gemäß der Herderschen Auffas-

sung; O. J.] sondern das von Geflechten sein.« (S. 3) Die kulturellen Bezüge von Jungen sind dementsprechend nicht ausschließlich durch familiäre Bezüge, die auf deutsche Institutionen treffen, zu beschreiben. Vielmehr gibt es sozio-kulturelle und jugendweltliche Bezüge, die nationalkulturelle modifizieren, weiterentwickeln oder gar aufheben. Deshalb muss Jungenarbeit diesen Transformationsprozessen konzeptionell angemessen begegnen.

2. WELSCH arbeitet weiterhin heraus, dass sich auch die Makrokulturen in einer globalisierten Welt prinzipiell verändern. Er geht von einer »Violdimensionalität des Wandels« (S. 4f.) aus, die bewirkt, dass nationalstaatliche Abgrenzungen unmöglich werden und damit external, also außerhalb der Persönlichkeit verortbar, eine gesellschaftliche (und soziale) Transkulturalität erzeugt. »Viele Formen des Alltags sind heute international geprägt.« (S. 4) Sein Argument ist folgerichtig, dass auch die in diesen Formen handelnden Menschen internal eine ähnliche Transkulturalität entwickeln, was »nicht etwa nur Migranten, sondern alle Heranwachsenden« (S. 5) betrifft. »Die Alternativen zum Standard von einst liegen heute nicht mehr außer Reichweite, sondern sind Bestandteil des Alltags geworden. Heutige Menschen werden zunehmend in sich transkulturell.« (ebd.) Kulturelle Standards sind damit allen prinzipiell zugänglich. Jugendwelten sind (nicht nur) in dieser Hinsicht besonders lernfähig! Transkulturelle Jungenarbeit setzt sich dementsprechend zum Ziel, diese interne transkulturelle Beschaffenheit eigenen Wünschens, eigenen Wollens und Könnens bewusst zu machen, um Handlungskompetenzen zu stärken. Der geschlechtstypischen Einengung durch männlichkeitsnormierendes und herkunftskultur-betontes Denken und Handeln wird damit eine Relativierung angeboten, die qualitativ neue Optionen eröffnet. Theoretisch geht es um die Deckungsgleichheit internaler Transkulturalität subjektiver Ressourcen mit der externalen Transkulturalität sozialräumlicher Partizipationsangebote.

Ein Kristallisationspunkt

Nicht nur Sprachforscher und Sprachforscherinnen beschäftigt zunehmend das Phänomen des sog. »Kiezdeutsch«. Jugendliche entwickeln anhand von »Migrantensprachen« eine eigene Jugendsprache, die sich vom elaborierten Deutsch absetzt. Sie kennzeichnet ein jugendkulturelles Selbstbewusstsein, das sowohl die deutschen als auch die vielfältigen Einwanderungseinflüsse zu vereinen vermag. Viel mehr noch ist »der Schwarzkopf« als Sinnbild aller schwarzhäarigen, also äußerlich gut identifizierbaren Migranten und Migrantinnen, zur Leitfigur auch für andere Jugendliche geworden, die schlicht cool sein möchten. Zugespitzt versuchen einige deutsche Jungen, die uns in der Jugendhilfe begegnen, so türkisch zu wirken, wie es möglich ist. Ein transkulturelles Gemisch, das sowohl interkulturelle als auch (inter)geschlechtliche Aspekte enthält, das ist der praktischen Erfahrung zu Folge ein qualitativ neues Phänomen in der Jungenarbeit. Denn zu früheren Zeitpunkten, etwa um die Jahrtausendwende herum, versuchten sich viele türkischstämmige Jungen so italienisch wie möglich zu stylen, um aus dem weit verbreiteten Bild »des Türken« auszubrechen und das besser konnotierte des Italieners anzunehmen.

Was ist Jungenarbeit?

Zu Jungenarbeit ist mittlerweile viel gesagt und viel geschrieben worden (so auch in diesem Heft). Es lässt sich beispielsweise fragen, ob Mädchenarbeit durch Männer und Jungenarbeit durch Frauen geleistet werden kann, wenn sich die Fachleute als genderkompetent erweisen, sie also Themen von Männlichkeit/Weiblichkeit angemessen moderieren können. Unser Verständnis bleibt bei der Grundannahme, dass Jungen im Heranwachsen gleichgeschlechtliche Modelle benötigen, um eine Sicherheit in der biografischen und alltäglichen Orientierung gewinnen zu können. Das innere Erleben wird entlang der Kategorien männlicher Sozialisation ausgelotet, bewertet und dann zugelassen oder abgewehrt. Neben der wichtigen Arbeit, die Frauen mit Jungen durchführen (sog. »gender crossing«, vgl. JANTZ 2012), bleibt der geschlechtshomogene Raum, den Männer mit Jungen erleben, ein Vergewisserungsraum, in dem es möglich ist, Männlichkeit nah an der Person einzuordnen. Besonders schambesetzte Themen wie Sexualität und Partnerschaft können hier angstfreier thematisiert werden. Jungenarbeit stellt also die geschlechtsbewusste Praxis von Männern mit Jungen dar. In Kürze zusammengefasst stellt Jungenarbeit folgende Lernräume zur Verfügung:

Jungenarbeit

- bietet Räume der mitmännlichen Begegnung (Modellfunktion: Junge zu Junge/Mann zu Junge),
- irritiert unzureichende Sicherheiten (Erstarrung von männlichen NORMALitäten),
- unterstützt eine adäquate (Lebens-)Orientierung (Eröffnung von Optionen),
- erarbeitet Kriterien für persönliche Entscheidungen, v.a. in Konfliktsituationen,
- konfrontiert mit der Verantwortung für das eigene Handeln und Denken (Spiegelung von Konsequenzen).

Was ist Interkulturelle Jungenarbeit?

Über den Bezug auf die Kategorie Geschlecht hinaus (hier der Männlichkeiten), ist es konzeptionell entscheidend, die Vielfalt der vertretenen Weltanschauungen systematisch in pädagogischem Handeln zu berücksichtigen. In der Begegnung unterschiedlicher Jungen entstehen zwischenmenschliche Bezüge, die mit dem Begriff der interkulturellen Begegnung zu bezeichnen sind. Es werden Aspekte der eigenen kulturellen Selbstverortung betont und auf große nationale Kulturen bezogen (»Wir Russen ...«). Es werden selbstverortende Bezüge und Positionen entfaltet und kultiviert, die man zwar in ihrer Objektivität hinterfragen kann, aber in ihrer subjektiv vorgetragenen Form durch Jungen aufgreifen muss. Gerne führen Pädagogen und Pädagoginnen die Diskussion mit Jungen, die ihre außerdeutsche Herkunft betonen, anhand des Passes: »Du bist doch Deutscher, wenn Du einen deutschen Pass besitzt.« Doch dieser externe Diskurs wird dem differenzbetonenden Jungen nicht gerecht, weil es für ihn eine (sozial) funktionale Bedeutung hat, die eigene Herkunft jenseits der deutschen zu betonen. Deshalb ist eine Relativierung persönlich oftmals nur sehr schwer möglich. Zusammenfassend sind folgende Heuristiken hilfreich, um Jungenarbeit interkulturell öffnen zu können:

Interkulturelle Jungenarbeit

- bietet Räume der kulturellen Selbstvergewisserung,
- betont Gemeinsamkeiten,
- stellt jedoch alltagspraktische Fragen, warum es dem Einzelnen wichtig erscheint, jeweilige Differenzen zu betonen,
- expliziert »geheime« Codes/Normalitäten: Männlichkeiten, Selbstethnisierung, soziale Gruppenregeln, (Jungen-)Kultur, Bildungsbarrieren etc.

Transkulturelle Jungenarbeit

Ausgehend von dem Postulat »Wir sollten beginnen nicht mehr danach zu fragen, wo jemand herkommt, sondern wohin er gehen möchte«, stellt Transkulturelle Jungenarbeit die Gemeinsamkeit der Jungen an den Beginn der pädagogischen Bemühungen. So wird nicht bei vermuteten Differenzen angesetzt, sondern an der Gleichheit bzgl. subjektivem Wollen und Streben der Jungen. Erst wenn die Jungen selbst Differenzen betonen (Deutscher/Ausländer, hetero/homo, gesund/behindert, alt/jung, Täter/Opfer usw.) werden diese aufgegriffen und bearbeitet. Das Besondere dabei ist, dass weder differenzblind geleugnet wird, dass kulturelle (Selbst-)Attributionen und Zugehörigkeit(sgefühle) auftreten, noch differenzfixiert Jungen darauf angesprochen werden, wie sie ihrer Herkunft nach typischerweise gesehen werden. Kulturelle Selbstreflexion wird methodisch angeboten, wenn sicher ist, dass das auch das Thema der Jungen ist. Aus der Erkenntnis, dass jedwede Präventionsarbeit stets bedeutet, dass die Persönlichkeiten in ihrer gesunden Entwicklung unterstützt werden, ist das Ziel Transkultureller Jungenarbeit die Herstellung eines eigenkulturellen Selbstbewusstseins, das den eigenen Umgang mit Männlichkeiten systematisch einschließt: Was gestehe ich mir zu, was gesteht man mir zu und was nicht? Um diesen Transformationsprozess fassbar zu konkretisieren, sei nur ein Beispiel ausgeführt.

Heimat statt Herkunft?

Für viele Jungen ist es wichtig, woher sie kommen. Doch bei genauerer Befragung ist es sehr selten die nationale Herkunft (ihrer Familie), auf die sie sich beziehen. Vielmehr noch betonen die meisten ihre Stadt, noch häufiger ihren »Herkunftsstadtteil«. Dieser Stadtteil jedoch wird von sehr vielen unterschiedlichen Jungen (und Mädchen) gleichzeitig als ihr eigener bezeichnet. Er bedeutet für viele schlicht Heimat. Der in Deutschland leider in Verruf geratene Begriff der Heimat bietet damit einen exzellenten Ansatzpunkt, um die externe Transkulturalität des eigenen Sozialraums fassbar zu machen. Als Jungenprojekt bietet sich nun an, dass die Jungen selbst erkunden, wie sich Jungen diesen Stadtteil (unterschiedlich) aneignen. Ergebnis ist zumeist, dass sowohl Gemeinsamkeiten als auch Differenzen gefunden werden. Jungen besetzen die öffentlichen Räume anders als Mädchen; »Schwarzköpfe« sind anders präsent als deutsche »Kartoffeln«. In ihrer Sprache sind die klassischen Themen wie Rassismus, Sexismus, Schwulenfeindschaft etc. bearbeitet, neue Themen der Transkulturalität (Esskulturen, Musik- und Sportpräsentationen, Begegnungsräume usw.) sind thematisierbar. Die Kunst dabei ist, dass wir pädagogischerseits die Macht der (geschlechtlichen oder kultu-

rellen) Zuschreibung nicht wiederholen. Dafür gilt es zunächst, sich der eigenen transkulturellen Persönlichkeit bewusst zu werden, wenn wir nicht weit hinter die Möglichkeiten, die alle (!) Jungen besitzen, zurückfallen wollen.

Ausblick

Jungen und männliche Jugendliche benötigen eine Pädagogik, die konzeptionell ermöglicht, dass drei Räume zur Verfügung stehen:

1. der interkulturelle Raum der Beziehung zwischen unterschiedlichen Kulturträgern,
2. der transkulturelle Raum hybrider Identitätsdarstellungen,
3. der subjektorientierte Raum für alle Eigenarten der einzelnen Jungen.

Vielfalt wird damit nicht als das Beliebige fördernde *anything goes* verstanden. Vielmehr erhalten Jungen alltagsnahe Orientierung und Kriterien für persönliche Entscheidungen, die sie jedoch selbst und möglichst (im engsten Sinne des Wortes) selbstbewusst treffen (müssen). Jungenarbeit stellt damit einen Raum zur Verfügung, in dem die Jungenarbeiter quasi als Katalysatoren für kulturell wie sozial handlungsfähige Persönlichkeiten (bezogen auf alle Beteiligten) wirken. Ich persönlich habe mich jedenfalls besonders in der Interaktion mit den vielfältigen Jungen transkulturell weiterentwickelt. Das ist dann auch eine gute Motivation für Menschen, die mit Jungen arbeiten: Transkulturelle Jungenarbeit ist eine Win-win-Beziehung für Pädagogen wie für Jungen.



Dipl.-Päd. Olaf Jantz ist klientenzentrierter Gesprächstherapeut (GwG) und Jungenbildungsreferent bei mannigfaltig e.V. – Institut für Jungen und Männerarbeit Hannover. Er führt auch Evaluationen und Praxisbegleitungen durch, u.a. für Trans It e.V. – Institut für Intersektionelle Praxisforschung und Bildung.

Kontakt:

jantz@mannigfaltig.de
www.OlafJantz.de

Literatur

- JANTZ, O. (2007): Jungen stärken – Selbstbehauptungskurse: Konzeption, Haltung, Ziele und Durchführung. Hannover
- JANTZ, O. (2008): Interkulturelle Jungenarbeit. Praxis, Ziele und professionelle Haltung. In: BZgA Forum Sexualaufklärung und Familienplanung, Heft 1/2008. Köln
- JANTZ, O. (2012): Das andere Gegenüber: Gender Crossing/geschlechtersensible Überkreuzpädagogik. In: »betrifft: Mädchen« Heft 3/2012.
- WELSCH, W. (2009): Was ist eigentlich Transkulturalität? In: DAROWSKA, L./MACHOLD, C. (Hrsg.): Hochschule als transkultureller Raum? Beiträge zu Kultur, Bildung und Differenz. Bielefeld: transcript

Jungen und Pornografie

Silja Matthiesen

Wie konsumieren Jungen Pornografie und wie gehen sie mit den bereitstehenden pornografischen Bildern um? Wie beeinflussen sich virtuelle und reale Welten? Intensiviert Pornografie das Masturbationsverhalten? Beeinflusst sie Einstellungen der Jungen zu Mädchen und Frauen und somit das Geschlechterverhältnis? Nachdem in FORUM 3/2012 Mädchen und ihr Umgang mit Pornografie eines der Themen war, beantwortet Silja Matthiesen nun zentrale Fragen in Bezug auf adoleszente Jungen.

Jugendliche können heute auf eine unendliche Anzahl von Pornoclips im Internet zugreifen und sich diese in der Regel ungestört und unkontrolliert von zu Hause aus ansehen. Dazu nutzen sie fast ausschließlich kostenlos angebotene Streams und Clips, weitaus am beliebtesten ist die Seite »Youporn«. Die alltägliche Verfügbarkeit von pornografischen Materialien ist eine tief greifende Veränderung der Medienwelt und viele – genauer gesagt viele Jungen – nutzen sie. Das Hauptmuster des Pornokonsums von adoleszenten Jungen lässt sich etwas lapidar als »mäßig aber regelmäßig« beschreiben. Da die meisten in der Pubertät, mit 13 oder 14 Jahren, anfangen, haben sie bis zum Alter von 18 oder 19 Jahren viele Erfahrungen mit oder in Pornowelten.

Pornografie gehört heute ganz selbstverständlich zur sexuellen Umwelt von Jugendlichen, und das Interesse adoleszenter Jungen an Pornografie ist altersangemessen und nicht neu. Negative Auswirkungen oder eine Schädlichkeit von Pornografie für Jugendliche sind wissenschaftlich nicht erwiesen (vgl. STARKE 2010). Gleichwohl bleibt die wissenschaftliche und öffentliche Bewertung der »Pornografisierung der Jugend« kontrovers. Einige Autoren raten zu Gelassenheit und beobachten insgesamt eine Zivilisierung der Jugendsexualität (SCHMIDT 2009; WELLER 2010), auf der anderen Seite werden Jugendschutzmaßnahmen gefordert und viele Sorgen geäußert, vor allem, die Pornografie trage zur

»Verrohung« und »Verwahrlosung« bei (vgl. kritisch dazu SCHETSCHKE/SCHMIDT 2010), fördere bei bestimmten Gruppen die Neigung zu Gewalthandlungen und aggressivem sexuellen Verhalten (vgl. HILL 2011) und führe zu einer »Sexualisierung und Pornografisierung der Jugendkultur«.

Was wissen wir darüber, wie Jugendliche das, was sie in Pornos sehen, mit ihrer eigenen Sexualität verbinden? Und wie fügt sich der Pornografiekonsum in die soziale, sexuelle und geschlechtsbezogene Entwicklung der Adoleszenz? Um diese Fragen fundierter beantworten zu können, wurde zwischen 2009 und 2011 am Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf eine qualitative Interviewstudie¹ mit 160 großstädtischen Jugendlichen durchgeführt. Die im Folgenden vorgestellten Studienergebnisse zeigen detailliert, wie Jungen heute Pornografie nutzen, d.h. in welchen sozialen Zusammenhängen und zu welchem Zweck junge heterosexuelle Männer zwischen 16 und 19 Jahren mit pornografischen Materialien umgehen. Dabei folgt die Studie der Intention, Jungen in Bezug auf ihren Umgang mit Pornografie als handelnde Subjekte zu betrachten und sie selbst ausführlich zur Sprache kommen zu lassen.

Der wählerische Umgang mit Pornografie

Die Zweiteilung der pornografischen Welt ist ein hervorstechendes Kennzeichen der Geschichten, die uns Jugendliche über ihre Erfahrungen mit Pornografie erzählen. Sie unterscheiden – wie auch andere Studien belegen (z.B. ALSTÖTTER-GLEICH 2006; GRIMM u.a. 2010) – zwei Gruppen pornografischer Materialien, nämlich »normale« und groteske, bizarre, »abartige«. Erstere werden weitaus am

¹ Die Studie wurde von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung gefördert. Die Ergebnisse erscheinen demnächst als Buch »Jugendsexualität im Internetzeitalter« (MATTHIESEN 2013, in Vorb.). Ein Beitrag zur Pornografienutzung von Mädchen erschien bereits im BZgA FORUM Mädchen (3/2012, S. 23–26). Für diesen Text wurden die Interviews der 80 befragten jungen Männer im Detail analysiert. Weitere Informationen und Publikationen unter: www.jugendsex-forschung.de

häufigsten genutzt, in der Regel allein und oft im Zusammenhang mit Masturbation, sie werden im Allgemeinen positiv oder als akzeptabel bewertet; letztere haben fast alle Jungen schon einmal gesehen, vor allem im Peer-Zusammenhang oder nicht intendiert. Der Konsum dieser »krassen« Pornos – wie die Jungen sagen – ist kein sexuelles oder erotisches Ereignis, sie werden gelegentlich als spektakuläre Unterhaltung und als Witz, meistens aber als abseitige, gelegentlich auch als verstörende Erfahrung verbucht.

Junge Männer beschreiben sehr klar und auch sehr uniform, welche Pornografie sie bevorzugen. Erregende und zur Masturbation taugliche pornografische Streams oder Filme sollen »normalen« Sex von Mann und Frau zeigen, sie sollen »natürlich« und »echt« sein; verschiedene, auch ungewöhnliche Koitusstellungen sind erwünscht, ebenso Oralsex. Heterosexueller Analverkehr hingegen liegt schon jenseits der Grenze des Akzeptierten. Der Sex im Porno soll so ähnlich sein, wie der, den sie selbst praktizieren oder sich vorstellen, vielleicht ein wenig versierter, raffinierter und wagemutiger. Die Präferenzen, die ihre wählerische Nutzung von Pornografie bestimmen, sind insgesamt konventionell und heterozentriert, wie die folgenden Interviewauszüge belegen:

Fabian², 17: »Wie ich es gerne machen würde. Amateurfilme, wo es einfach wie im normalen Leben zugeht. Nur ganz normale Videos, wo jetzt nicht wirklich so Spektakuläres passiert. Einfach nur so, wie wenn man ganz normal mit seiner Freundin schläft.« (Gymnasium, große Pornoerfahrung)

Peter, 16: »Ich guck' mir eigentlich nur Dinge an, die für mich verständlich, natürlich und nachvollziehbar sind. Wo nur Sex mit Heteros quasi gezeigt wird. Sollten auf jeden Fall erwachsen sein. Zum Porno gehört 'ne Geschichte. Oder 'ne Handlung. Die Praktiken sollten noch, ich sag mal, nachvollziehbar sein und nicht zu extrem.« (Berufsschule, große Pornoerfahrung)

Pornokonsum allein zu Haus – das Solosetting

Es gibt unterschiedliche Formen des Pornografiekonsums. Das Solosetting – pornografische Stücke werden allein angesehen – kommt bei Jungen weitaus am häufigsten vor: 91% der Befragten haben das schon einmal gemacht; bei mehr als 80% aller Pornokontakte (zum Beispiel in den letzten vier Wochen) sind Jungen allein. Wir finden einen engen statistischen Zusammenhang zwischen der Häufigkeit des Pornokonsums und der Masturbationsfrequenz. In der Tat gehen Pornokonsum im Solosetting und Masturbation sehr oft miteinander einher: Etwa drei Viertel der Befragten haben sich beim Ansehen von Pornografie schon einmal selbst befriedigt; 70% der Jugendlichen, die in den letzten vier Wochen allein Pornos konsumiert haben, hatten sich »beim letzten Mal« selbst befriedigt, 30% nicht.

Masturbation ist im Solosetting also eher die Regel, »abstinentes« Gucken – zum Spaß, weil die Filme nicht erregend genug sind oder weil man etwas über Stellungen lernen will – eher die Ausnahme. Häufiger als Porno ohne Masturbation ist Masturbation ohne Porno. Die Bandbreite, in der beides verbunden wird, reicht von »nie« bis »jedes Mal«. Die vielen Übergänge zwischen diesen Polen schlagen sich in den Antworten auf die Frage »Wie oft benutzt du Pornos beim Masturbieren?« nieder:

Friedrich, 18: »Noch nie.« (Berufsschule, Masturbationsfrequenz letzte vier Wochen: 16)

Alexander, 19: »Selten. Eher selten. Ich hab's schon manchmal genutzt, aber es ist sehr selten.« (Gymnasium, Masturbationsfrequenz letzte vier Wochen: 2)

Paul, 17: »Kommt drauf an, wie ich Lust und Laune hab. Meistens brauch ich's nicht, da reicht's auch, wenn ich ins Bett gehe und loslege. Aber ansonsten, wenn ich doch noch was bildlich brauche, dann guck' ich mir schon mal so einen Clip an.« (Gymnasium, Masturbationsfrequenz letzte vier Wochen: 4)

Jan, 17: »Wie oft anteilmäßig? Bei der Hälfte würd' ich mal so sagen.« (Gymnasium, Masturbationsfrequenz letzte vier Wochen: 14)

Tobias, 19: »Naja wenn's mal vorkommt, dann nimmt man och meistens was, weil für so was braucht man doch schon 'nen Anreiz, und da nutzt man mal so was.« (Berufsschule, Masturbationsfrequenz letzte vier Wochen: 6)

Marcel, 18: »Jedes Mal. Also ohne, ohne geht nicht. Wenn, dann mit Porno.« (Berufsschule, Masturbationsfrequenz letzte vier Wochen: 3)

Internetpornografie ersetzt heute beinahe vollständig die früher benutzten Masturbationsvorlagen, also die Akt- oder Halbakt-darstellungen und Pin-ups, die Jungen in Zeitschriften, Magazinen, Kunstbildbänden, Modedatalogen oder Büchern fanden. In einer Studie aus den 1970er-Jahren gaben Jugendliche an, folgende Produkte als Onanievorlagen zu benutzen: »Quick, Neue Revue, Twen, Jasmin, Softgirls, Sexfront, Beate-Uhse-Bücher, Bravo, Neckermann-Katalog, Pardon, Spontan, Konkret, Henry Miller, Playboy, Moravia, Kolle« (AMENDT 1974, S. 69). Heute wie früher aber bevorzugten viele ihre Fantasie zur Anregung oder Unterstützung der Selbstbefriedigung.³

»Abtörnende« und »krasse« Pornografie

Etwa drei Viertel der befragten jungen Männer haben schon einmal Pornografie gesehen, die für sie nicht erregend, sondern bizarr, abstoßend oder erschreckend ist. Diese Filme werden vor allem im homosozialen Kontext, also unter Freunden, konsumiert: Die Jungen tauschen Links solcher Pornos aus oder sehen sie zusammen mit anderen in der Jungenclique. Gelegentlich stoßen sie auch zufällig auf solche Clips, wenn sie allein in Pornowelten surfen, das ist aber eher die Ausnahme. Da diese Filme für Erregung und Masturbation nicht tauglich sind, ist die Frequenz, mit der sie von den Jungen aufgesucht werden, sehr niedrig. Thematisch handelt es sich dabei um Pornos, die ungewöhnliche, paraphile oder gewalttätige Sexualität darstellen, wie folgende Aufstellung zeigt: Erotische Kot- oder Urinspiele (hat jeder Dritte schon einmal gesehen); Sadomasochismus, Bondage (jeder Vierte); anale oder vaginale Insertionen mit Objekten, Fisting (jeder Fünfte); Sex von Frauen oder Männern mit

2 Alle Namen wurden geändert.

3 Offenbar hat sich nur die Art der Masturbationsvorlagen, nicht aber die Masturbationsfrequenz durch die leichte Verfügbarkeit der Pornografie verändert: 19- und 20-jährige Studenten, die wir 1996 befragten (vgl. SCHMIDT 2000) und die 16- bis 19-jährigen Gymnasiasten dieser Studie hatten gleichermaßen im Durchschnitt etwa neun Mal in den letzten vier Wochen vor der Befragung masturbiert.

Tieren (jeder Sechste); Gewalt, Vergewaltigung, »Gang bang« (jeder Achte); Fetische (jeder Zehnte); Monstersex (Animation; jeder Zwanzigste).⁴

Die Häufungen in den Kategorien »Kot- und Urinspiele«, »anale und vaginale Insertionen« oder »Sex mit Tieren« signalisieren weder ein besonderes Interesse Jugendlicher an diesen Themen, noch ein großes Angebot solcher Inhalte im Netz. Sie spiegeln lediglich die Tatsache wider, dass besonders spektakuläre und ungewöhnliche Filme (oder deren Links) unter Jugendlichen oft weitergereicht werden. Die emotionalen Reaktionen auf diese verschiedenen Inhalte sind einigermaßen uniform: Sie gelten generell als »null erregend« und werden von allen abgelehnt, gelegentlich mit Gelassenheit (»nicht mein Ding«, »mag ich nicht«), in der Regel aber mit starkem Affekt (»abartig«, »abstoßend«, »abschreckend«, »absolut widerwärtig«, »derbe eklig«, »das Übelste«, »pervers, krank«, »zum Kotzen«, »uah, nee« usw.). Die folgenden Interviewauszüge beschreiben einige Erfahrungen Jugendlicher mit Pornografie jenseits des Mainstreams und ihre Reaktionen darauf.

Sebastian, 17: »Da fällt mir eine Sache ein, die ziemlich krass war. Und zwar hatten ein Typ und eine Frau gerade Oralverkehr, also sie hat ihm einen geblasen, und er hat seinen Penis ziemlich weit in ihren Hals reingesteckt. Das war schon recht heftig (lacht verlegen). Das fand ich schon ziemlich krass, weil die fast erstickt ist, es war echt heftig, das war echt schon fast brutal. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ihr das Spaß macht. Es ist einfach ziemlich respektlos, find' ich.«
(Gymnasium, mäßige Pornoerfahrung)

Kurt, 17: »Das ist speziell bei diesen Fußfetischisten, da gibt's ja immer diese Sklaven und dann gibt's diese Domina, die das total geil anscheinend findet, wenn der Sklave ihr die Latexstiefel abknutscht und so. Und das ist schon schlimm. Wenn man sich da mal anguckt, wie viele Leute das schon angeguckt haben, das ist dann einfach nur erschreckend.«
(Berufsschule, geringe Pornoerfahrung)

Jungen mit großer Pornografieerfahrung haben häufiger schon einmal extreme Pornografie gesehen, als Jungen mit geringer oder sporadischer Erfahrung. Das überrascht nicht: Sie bewegen sich häufiger in den pornografischen Gefilden des Netzes und haben so eine größere Chance, auf Ungewöhnliches zu stoßen. Das heißt aber nicht, dass sie dieser Form von Pornografie stärker zuneigen als die »low user«, denn im Umgang und bei der Bewertung solcher Pornografie unterscheiden sich beide Gruppen nicht. Diese wie jene Jugendliche sehen krasse Filme höchst selten und in der Regel nur zufällig oder fremd-initiiert, sie finden sie nicht erregend und lehnen sie eindeutig ab.

⁴ Kinderpornografie ist im Netz über die Portale, die Jugendliche nutzen, nicht zu erreichen. Sie kennen sie nur von Hörensagen und aus der öffentlichen Diskussion. Etwa jeder zehnte Befragte spricht im Interview dieses Thema von sich aus an. Neben der affektiven Ablehnung, die wir im Hinblick auf andere paraphile Pornografien beschreiben, reagieren Jugendliche auf Kinderpornografie zusätzlich mit moralischer Verurteilung und der Forderung nach harten Sanktionen (vgl. dazu ausführlich SCHMIDT und MATTHIENEN 2011).

Verläufe des Pornokonsums: Immer härter, immer öfter, immer süchtiger?

Es wird oft befürchtet (vor allem in der nichtwissenschaftlichen Öffentlichkeit), dass der Pornokonsum Jugendlicher zu suchtähnlichen Eskalationen führen könnte, zum einen im Hinblick auf immer härtere, brutalere und perversere Inhalte und zum anderen im Hinblick auf eine immer häufigere Nutzung der Pornografie. In unserer nichtklinischen und eher kleinen Stichprobe Jugendlicher lassen sich solche Tendenzen nicht beobachten. Für die Inhalte bzw. präferierten Themen der Pornografie haben wir das schon beschrieben. Für die Häufigkeit der Nutzung zeigt sich in unserer Stichprobe eine umgekehrte Tendenz: Von den jungen Männern, die mehr als sporadische Erfahrungen mit Pornografie haben, sagen immerhin mehr als ein Drittel, dass der Höhepunkt ihres Interesses an Pornografie schon überschritten ist, d.h. sie haben früher häufiger Pornos betrachtet als gegenwärtig. Die Gründe hierfür sind vielfältig:

- Sie haben häufiger Pornos konsumiert und auch häufiger masturbiert, bevor sie eine Freundin hatten – dieser Grund wird weitaus am häufigsten genannt;
- seitdem sie sexuelle Erfahrungen haben, nutzen sie ihre Erinnerungen als Fantasie;
- sie haben ihr Interesse verloren und sind »da herausgewachsen«;
- sie mussten in (überwundenen) schwierigen Zeiten, z.B. nach einer Trennung, sich »irgendwie abregieren« und selber »symbolisch fremdgehen«;
- sie langweilen sich nicht mehr so oft wie früher.

Diese Gründe führen eher selten dazu, dass der Pornokonsum ganz aufgegeben wird, er wird aber deutlich seltener und tritt in den Hintergrund. Am stärksten sind die Veränderungen bei Chris, der aus Pornokonsum und Masturbation ganz ausgestiegen ist. Er ist der einzige Befragte, der von »Süchtigkeit« spricht, und der Angst hatte, die Kontrolle über seinen Pornokonsum zu verlieren. Chris erzählt folgende Geschichte:

Chris, 19: »Seit ungefähr einem Jahr gucke ich keine Pornografie mehr. Zwischenzeitlich war ich wirklich so in Gefahr, geradezu ein Süchtiger zu sein. Das fand ich einfach irgendwann eklig, weil ich das auch verletzend gegenüber den Frauen finde. [...] In der Zeit, in der ich Pornografie geguckt habe, habe ich mich andauernd selbstbefriedigt. Und das ist der Grund, warum ich keine Pornografie mehr gucke, für mich war das immer eine sehr starke Verlinkung. Das heißt, wenn ich Pornografie guckte, dann war das Masturbieren automatisch. [...] Also, weil früher habe ich wirklich viel Zeit in der Woche damit verbracht, ich würde tatsächlich sogar sagen, an schlimmen Wochen sogar zehn Stunden.« »Mit Pornos gucken oder masturbieren?« »Mit beiden eben. Und das ist verlorene Zeit.« »Wie oft hast du da am Tag masturbiert?« »Das kam bis dreimal am Tag vor, und dann eben die Woche durch, das macht schon, 3 x 7, das ist eben schon verdammt viel, 21 Mal. Da sind ja dann locker, locker eine Stunde und mehr draufgegangen. Das ist unnötig.« »Und die letzten Monate hattest du nicht einmal das Verlangen dazu?« »Nö« (schmunzelt). »Wie kommt das?« »Weiß ich nicht. Also einerseits ist es auch gewollt. Das heißt man sagt sich: ›Okay, ich komme jetzt nicht sofort, wenn ich nach Hause gehe, vor den Computer und hole mir einen runter.‹ Du machst das einfach nicht, sondern telefonierst lieber, verabre-

dest dich mit deinen Freunden, machst meinetwegen sonst was, aber machst Hauptsache nicht das.» (Gymnasium)

Die drei Befragten mit dem höchsten Pornokonsum in unserer Studie geben an, dass sie in den letzten vier Wochen täglich Pornos betrachtet haben. Ihre Berichte zeigen, dass sie das nicht besonders dramatisch finden; Ängste, der Pornografie zu verfallen, haben sie nicht. Bei allen drei »High-Usern« liegt die Masturbationsfrequenz deutlich unter der Häufigkeit des Pornokonsums; wenn der Reiz nicht stark ist oder sie nicht gestimmt sind, können sie den PC einfach ausschalten.

Die Wahrnehmung von Frauenbildern und Männerbildern in der Pornografie

Von den Jungen, die auf die Frage »Wie werden nach deinen Erfahrungen Frauen und Männer im Porno dargestellt?« geantwortet haben, verweisen die meisten (60%) sehr entschieden auf ein hierarchisch gezeichnetes Geschlechterverhältnis. Die Männer seien im Pornofilm in der Führungsposition, dominant, »über der Frau«, höher stehend, tonangebend, gnadenlose Machos, Eroberer, in der Machtposition, frauenfeindlich, unterwerfend usw. Frauen seien im Pornofilm Sex- und Lustobjekt, Objekt der Begierde, erniedrigt, unterdrückt, degradiert zum Werkzeug für den Mann, verachtet, »wie ein Stück Fleisch«, untergebuttert, benutzt, herabgewürdigt, »Fickstücke«, nützig usw.

Fast alle Jungen, die ein solches Verhältnis beschreiben, lehnen es moralisch ab, sie nehmen es hin, weil es im Porno nun einmal so ist. Die meisten halten es für pornotypisch, das heißt sie meinen, dass die reale Sexualität zwischen Männern und Frauen in der Regel egalitärer ist. Die folgenden Auszüge aus den Interviews zeigen zwei typische rollenkritische Kommentare:

Andreas, 17: »Ich finde, dass Frauen immer so'n bisschen als niedrigere Personen dargestellt werden, und der Mann immer die bestimmende Person ist. Ist ziemlich klischeehaft für Pornos. Im Grunde genommen ist es immer so'n Rammler, und der nimmt die halt übelst, und das ist halt dann so. Das kommt immer so rüber, als wäre die Frau halt nur so'n Objekt, find' ich. (...) Im wahren Leben, wenn man mit jemandem Geschlechtsverkehr hat, dann ist das ja so, dass man gegenseitig Rücksicht nimmt, und auch das, was der andere will, macht.« (Gymnasium)

Dieter, 18: »Ich find', dass Frauen viel zu oft herabgewürdigt werden. Das ist auch so 'n Grund, warum ich sehr wenig dieses Medium konsumiere, weil ich einfach nicht klarkomm' mit der Rolle der Frau. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich bin keen großer Feminist vorm Herrn; aber ich find' trotzdem, dass diese Plattform nicht dafür gedacht ist, die Würde einer Person herabzusetzen. Ich finde das nicht korrekt, was da mit Frauen gemacht wird, sie halt nur als Objekt der Begierde betrachtet werden.« (Gymnasium)

Von Interesse ist, dass die Häufigkeit der kritischen Wahrnehmung des Geschlechterverhältnisses in der Pornografie nicht mit der Intensität der Pornografieerfahrung korreliert ist: Die Meinungen von Jungen mit sporadischer und geringer Pornoerfahrung einerseits und mit mäßiger oder hoher Pornoerfahrung andererseits unterscheiden sich nicht. Das bedeutet zweierlei: Zum einen reduziert (in unserer

Stichprobe) ein hoher Konsum nicht den geschlechtsrollenkritischen Blick auf die Pornografie; zum anderen ist dieser Blick auch dann kritisch, wenn man keine oder nur wenige Pornos gesehen hat. Dies spricht dafür, dass die Einschätzung der Jugendlichen mehr vom Diskurs über Pornografie bestimmt ist als von ihren eigenen Erfahrungen und Beobachtungen.

Ist die Sexualität im Porno wirklichkeitsnah?

Im Hinblick auf das Geschlechterverhältnis schätzen junge Männer Pornografie also durch die Bank als nicht nahe an ihrer Wirklichkeit ein. Das gilt ebenfalls für die im Porno dargestellte Sexualität. Auch wenn sie ihre Sexualität oder ihre Fantasien in bestimmten Praktiken im Pornofilm wiedererkennen, sehen Jugendliche doch fundamentale Unterschiede zwischen dem Pornosex und der Sexualität, die sie selbst praktizieren oder sich wünschen. Als zentrale Differenz werden emotionale und romantische Aspekte genannt (vgl. dazu auch LOFGREN-MARTENSON und MANSSON 2010): Im Porno gehe es um »reinen Sex ohne Emotion«, die Partner dort seien beziehungslos. In der selbst praktizierten oder gewünschten Sexualität gehe es zärtlich und gefühlvoll zu, Streicheln und Vorspiel seien wichtig, man habe mehr Zeit, Respekt und Vertrauen füreinander, und »Mit Liebe ist das einfach viel schöner«. Einige weisen auf das Inszenierte im Porno hin (»Klempner will Wasserhahn reparieren, hat Sex mit der Hausfrau«), einige auf die Künstlichkeit (»... wechseln alle fünf Sekunden die Stellung«), auf das Exaltierte (»Hab' noch nie erlebt, dass 'ne Frau so gequiekt hat«) und auf das Öffentliche (»Wir tun das für uns, und nicht, weil uns tausend Leute zugucken«). Insgesamt sind die Äußerungen Jugendlicher zu den Unterschieden von Sex im Porno und den eigenen sexuellen Erlebnissen wenig variationsreich, so dass zwei Beispiele zur Illustration genügen mögen:

Timo, 17: »Und empfindest du, dass der Sex mit deiner Freundin so ist wie in Pornos?« »Überhaupt nicht. Es ist ganz anders. Also es ist alles, alles viel, viel langsamer und, äh, viel netter irgendwie, also es ist viel atmosphärischer und nicht so'n Rumgerammel irgendwie. Es ist kein rein, raus und fertig, sondern wir haben eben Spaß dran und lassen uns da auch viel Zeit.« »Gibt es irgendwelche Ähnlichkeiten?« »Natürlich gibt es Ähnlichkeiten, es geht im Endeffekt ums Selbe, aber die Umsetzung ist sehr, sehr anders. Wir lassen uns vor allem auch viel Zeit vorher. Das Ganze kann dann mit vor- und hinterher und dem ganzen Drumherum auch mal zwei Stunden dauern, also das ist durchaus normal, und das kennt man von Pornos etwas anders. Der Durchschnittsfilm hat sieben Minuten, zack, zack, zack und fertig.« (Gymnasium)

Tim, 17: »In 'ner Beziehung gehört da Liebe mit dazu und alles. Die [Pornodarsteller] machen das ja bloß für Geld, die denken, glaub' ich, an so was gar nicht.« »Und der Sex selber, denkst du, der unterscheidet sich von dem, was man mit einer Partnerin so erlebt?« »Auf jeden Fall. Auf jeden Fall sind da Gefühle im Spiel, die im Porno nicht mitspielen.« (Berufsschule)

Sowohl im Hinblick auf das Geschlechterverhältnis als auch im Hinblick auf die Art und Qualität der Sexualität halten Jugendliche die virtuelle Welt der Pornos und ihre reale Sexualität klar auseinander. Die ihre ist nicht so wie die im

Porno und soll auch nicht so werden. Dominik (19) bringt diese Einstellung auf den Punkt: »Man sollte schon noch zwischen virtueller Welt und realer Welt unterscheiden können. Die Leute, die das nicht können, sollten den Rechner wieder abschaffen. Für mich gibt es eine virtuelle Welt und eine reale Welt. Und die trenne ich. Wenn ich im Internet bin, bin ich im Internet.«

Fazit

Jungen gehen mit der im Internet verfügbaren Pornografie wählerisch um, ihre sexuellen Vorlieben und Strukturen bestimmen ihren Pornografiekonsum, nicht umgekehrt. Die Internetpornografie ersetzt die herkömmlichen Onanievorlagen (das ist vermutlich ihr größter Effekt), ohne die Masturbationsfrequenz zu erhöhen. Jungen unterscheiden klar zwischen ihrer realen und der virtuellen sexuellen Welt und wollen die eine nicht durch die andere ersetzen. Sie interessieren sich für solche sexuellen Fertigkeiten und Variationen, die zu ihren sexuellen Wünschen passen. Sie grenzen sich kritisch vom in der Pornografie vermittelten Frauenbild ab und haben wenig Angst, davon beeinflusst zu werden. Ihr Umgang mit Pornografie ist deutlich unaufgeregter als die öffentliche Diskussion darüber.



Dr. phil. Silja Matthiesen, Dipl.-Soz., leitet am Institut für Sexualforschung und Forensische Psychiatrie des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf die Studie »Sexuelle und soziale Beziehungen von 19- bis 25-jährigen Studentinnen und Studenten« (BZgA). Sie ist Leiterin der sexualpädagogischen Abteilung der pro familia Hamburg und Mitherausgeberin der Zeitschrift für Sexualforschung.

Kontakt:

Institut für Sexualforschung und
Forensische Psychiatrie
Zentrum für Psychosoziale Medizin
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Martinistraße 52
20246 Hamburg
Telefon (040) 74 10 57 76 7
smatthie@uke.uni.hamburg.de

Literatur

- ALTSTÖTTER-GLEICH, C. (2006): Pornografie und neue Medien. Eine Studie zum Umgang Jugendlicher mit sexuellen Inhalten im Internet. pro familia [als Online-Dokument: <http://www.profamilia.de/shop/download/248.pdf>]
- AMEND, G. (1974): Haschisch und Sexualität. Eine empirische Untersuchung über die Sexualität Jugendlicher in der Drogensubkultur. Stuttgart: Enke
- GRIMM, P./RHEIN, S./MÜLLER, M. (2010): Porno im Web 2.0: Die Bedeutung sexualisierter Web-Inhalte in der Lebenswelt von Jugendlichen. Berlin: Vistas
- HILL, A. (2011): Wirkungen des Pornografiekonsums bei Jugendlichen. Ein Überblick über die empirische Forschung. In: Zeitschrift für Sexualforschung 24 (4), S. 379–396
- LOFGREN-MARTENSON, L./MANSON, S.-A. (2012): Lust, Love and Life. A Qualitative Study on Swedish Adolescents' Perceptions and Experiences with Pornography. In: Journal of Sex Research 47, S. 568–579
- MATTHIESEN, S. (Hrsg.) (2013): Jugendsexualität im Internetzeitalter. BZgA Schriftenreihe zur Sexualaufklärung und Familienplanung. Köln, BZgA (in Vorb.)
- MATTHIESEN, S./MARTYNIUK, U./DEKKER, A. (2011): »What do girls do with porn?« Ergebnisse einer Interviewstudie, Teil 1. In: Zeitschrift für Sexualforschung 24 (4), S. 326–352
- SCHMIDT, G. (2000): Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996. Gießen: Psychosozial Verlag
- SCHMIDT, G. (2009): Fantasien der Jungen, Phantasmen der Alten. In: BECKER, S./HAUCH, M./LEIBLEIN, H. (Hrsg.): Sex, Lügen und Internet. Sexualwissenschaftliche und psychotherapeutische Perspektiven. Gießen: Psychosozial Verlag, S. 143–155
- SCHMIDT, G./MATTHIESEN, S. (2011): »What do boys do with porn?« Ergebnisse einer Interviewstudie, Teil 2. In: Zeitschrift für Sexualforschung 24 (4), S. 353–378
- STARKE, K. (2010): Pornografie und Jugend – Jugend und Pornografie. Eine Expertise. Lengerich: Pabst Science Publishers
- WELLER, K. (2010): Explizite Lyrik – »Porno-Rap« aus jugendpsychologischer Perspektive. In: SCHETSCHKE, M./SCHMIDT, R.-B. (Hrsg.): Sexuelle Verwahrlosung. Empirische Befunde – Gesellschaftliche Diskurse – Sozialethische Reflexionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 207–232

Jungen und Behinderungserfahrungen¹

Jo Jerg

Dieser Beitrag versucht, den Aspekt der Behinderung, Beeinträchtigung bzw. des Unterstützungsbedarfs im Rahmen von Jungenwelten zu betrachten, vorhandene Grenzziehungen zwischen NORMALität und Behinderung zu thematisieren sowie Zugänge zu einer inklusiven Jungenarbeit zu beschreiben.

Auf den ersten Blick – Ohne Geschlecht abseits in der »Behindertenliga«

»Jungen« und »Behinderung« sind zwei Begriffskonstruktionen, die in ihrem Verhältnis einen allgemeinen Überbegriff der Geschlechterordnung, der auf alle männlichen Kinder bzw. Jugendliche angewandt wird, mit einer spezifischen Lebenslage einer Minderheit dieser Gruppe verknüpfen. Beide Begriffe sind an eine Vielfalt von sehr unterschiedlichen Lebenswelten gekoppelt und können in ihrer ganzen Bandbreite hier nicht erfasst werden. Während mit dem Begriff »Jungen« eine neutrale Geschlechterunterscheidung verbunden sein kann, wird in der Regel in der Verbindung mit »Behinderung« ein Stigma bzw. eine negative Zuschreibung konstruiert. Beide Begriffe verbindet die Auseinandersetzung in Theorie und Praxis, ob sie eine immanente Eigenschaft bzw. ein Wesensmerkmal des Menschen sind oder ob Geschlecht wie auch Behinderung gemacht bzw. konstruiert werden.

»Jungen und Behinderung« ist keine pädagogisch aufgegriffene Themenkombination. In neuen Handbüchern zu Jungen-Pädagogik (u.a. MATZNER und TISCHNER 2008) oder zur Integrationspädagogik (u.a. EBERWEIN und KNAUER 2008)/Heilpädagogik (u.a. SPECK 2008) oder in Kindheitsanalysen (BETZ 2008) werden Jungen mit Behinderung nicht bzw. nur am Rande in einem Artikel als Geschlechterthema aufgegriffen. Einen Ort für diese Kombination der Differenzierungslinien Geschlecht und Behinderung bieten die Disability Studies² und der Forschungsbereich Intersektionalität.³

»Wie viele Geschlechter gibt es?« hat KARSTEN EXNER gefragt und kommt zum Ergebnis: »Natürlich gibt es – wie

jeder weiß – drei Geschlechter. Es gibt Männer, Frauen und Behinderte.« (EXNER 1997, S. 67) Die Ordnungssystematik von öffentlichen Toiletten bestätigt diese Erkenntnis einer »geschlechtslosen« Gruppe. EXNER verdeutlicht in seinem Beitrag die Verletzungen und Kränkungen als Folge der Ignoranz des Junge-/Mannseins. Die vorherrschende Begrenzung auf Behinderung ist eng gekoppelt an das Verständnis von Behinderung.

Relationalität von Behinderung – Definitionsversuche

Traditionell wird nach körperlichen, geistigen, seelischen und Sinnes-Beeinträchtigungen unterschieden. Das Sozialgesetzbuch IX definiert Behinderung folgendermaßen: »Menschen sind behindert, wenn ihre körperliche Funktion, geistige Fähigkeit oder seelische Gesundheit mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als 6 Monate von dem für das Lebens-

1 Dieser Text ist 2012 in dem Band »Jungen und Gesundheit. Ein interdisziplinäres Handbuch für Medizin, Psychologie und Pädagogik« erschienen (hrsg. von B. STIER und R. WINTER, s.a. Infothek). Wir veröffentlichen ihn hier unverändert mit freundlicher Genehmigung des Kohlhammer Verlages, Stuttgart.

2 Disability Studies ist ein junger Forschungsansatz, der Behinderung in den ausgrenzenden gesellschaftlichen Bedingungen verortet und die Erfahrungen und Sichtweisen behinderter Menschen in den Mittelpunkt von Untersuchungen über Behinderung stellt.

3 Über den Diskurs der Intersektionalität werden gesellschaftliche Ordnungskategorien, die strukturelle Ungleichheitsmerkmale beinhalten, wie z.B. Rasse, Klasse, Geschlecht, inzwischen auch Behinderung, auf die Verwobenheit von Ungleichheiten thematisiert.

alter typischen Zustand abweichen und daher ihre Teilhabe am Leben in der Gesellschaft beeinträchtigt ist. Sie sind von Behinderung bedroht, wenn die Beeinträchtigung zu erwarten ist.« Behinderung ist damit kein Gegensatz zur Gesundheit, sondern ein Bestandteil einer möglichen Daseins-Form. Die Definition von Behinderung hat sich im Laufe der Geschichte gewandelt. Während in früheren Zeiten die medizinischen Definitionen, der sog. »klinische Blick« (FOUCAULT), Ursachen von Einschränkungen und Normabweichungen von Behinderungen erklärten, werden heute weitgehend biopsychosoziale Erklärungsmodelle herangezogen und Behinderung als relational begriffen. Am Beispiel der bedeutsamen ICF⁴ wird der soziale und gesellschaftliche Kontext deutlich. Während in den 1980er-Jahren noch die Verbindung von »impairment«, »disability« und »handicap« das Verständnis von Behinderung prägten, steht heute mit »disability«, »activity« und »participation« ein ressourcen- und teilhabeorientierter Blick im Vordergrund anstelle einer defektorientierten Beeinträchtigung (vgl. SCHUNTERMANN 1999). Es liegt bei dieser Sichtweise nahe, Jungen mit Behinderungen in erster Linie nicht als behinderte Jungen zu sehen, sondern als Experten in eigener Sache, die Erfahrung mit Behinderung haben.

Warum Behinderung als eine Konstruktion gesehen werden kann, verdeutlicht der Erklärungsversuch von FREDI SAAL: »Nein, nicht der Behinderte erlebt sich wegen seiner Behinderung als unnormale – er wird von anderen als unnormale erlebt, weil ein ganzer Ausschnitt menschlichen Lebens ausgesondert wird. Dadurch bekommt seine Existenz etwas Bedrohliches. Man geht dabei nicht von dem behinderten Menschen selbst aus, sondern vom Erlebnis der eigenen Person. Man fragt sich, wie man selbst reagieren würde, schließe jetzt eine Behinderung zu – und überträgt das Ergebnis auf den Behinderten. So bekommt man ein völlig verzerrtes Bild. Denn man sieht nicht den anderen, sondern sich selbst.« (FREDI SAAL 1992, S. 8)

Inklusion als Recht

Das Recht ist für erfahrene Benachteiligung und Diskriminierung gesellschaftlicher Gruppen eine zentrale Instanz, um Inklusion⁵ zu erlangen. Seit der Inkraftsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention im März 2009 können die spezifischen Interessen und Bedürfnisse von Jungen mit Inklusionsanspruch neu verhandelbar werden. Die Konvention ist ein Meilenstein, der Inklusion und Teilhabe als Menschenrecht konkret und differenziert thematisiert.

Von zentraler Bedeutung im Deutschen Rechtsverständnis ist neben der Unantastbarkeit der Würde des Menschen und dem Benachteiligungsverbot von behinderten Menschen laut Grundgesetz auch das 2006 eingeführte Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG).

⁴ Die ICF (Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit) der Weltgesundheitsorganisation ist eine länder- und fächerübergreifende einheitliche Beschreibung.

⁵ Inklusion ist ein Recht und eine Leitidee, die Mädchen/Frauen und Jungen/Männer mit Behinderungen die gleichberechtigte Teilhabe in allen Lebensbereichen (allgemeiner Kindergarten, Regelschule, Arbeitsmarkt, Wohnen und Freizeit) und das Recht auf Selbstbestimmung uneingeschränkt einräumt. Inklusion respektiert Vielfalt und hebt die Trennung von behindert und nichtbehindert auf.

⁶ Ausführliche Darstellung vgl. JERG 2005

Für eine konkrete Unterstützung im Alltag sind die einschlägigen Bestimmungen im BSHG (Bundessozialhilfegesetz) und im SGB (Sozialgesetzbuch) zu finden. In der Praxis wird die getrennte Systematik zwischen Eingliederungshilfe und Jugendhilfe für viele Betroffene, die keine eindeutige Zuordnung mitbringen, zum Verschiebebahnhof von Zuständigkeiten in Politik und Verwaltung.

»Gleichheit ohne Angleichung« – Vielfalt und Differenz statt Normalität und Behinderung⁶

Jungen sind unterschiedlich – verschieden u.a. in ihren körperlichen, seelischen und geistigen Ressourcen und Fähigkeiten. Das Vermögen der Eltern (ökonomisches Kapital), der Zugang zur Bildung (kulturelles Kapital) sowie die Ressourcen und Netzwerke (soziales Kapital) mit ihren Beziehungspotentialen strukturieren den Lebensweg und die gesellschaftliche Teilhabe jedes Jungen – auch von Jungen mit Behinderungserfahrung. Alle Jungen nehmen aufgrund von gesellschaftlichen und strukturellen Grundlagen des männlichen Geschlechts zwangsläufig, aber in unterschiedlichen Positionen, an männlichen hegemonialen Strukturen (vgl. CONNELL 1999) und ihren Bewältigungsanforderungen teil.

Vor diesem gesellschaftlichen Hintergrund sind Verschiedenheit und Vielfalt neue Begriffe und neue Denkansätze zur Normalitätsbeschreibung. »Es ist normal, verschieden zu sein« (WEIZÄCKER 1993) bedeutet: Differenz ist Normalität! Normal ist dann nicht der Mittelwert, sondern eine Ansammlung von sehr unterschiedlichen Lebensstilen und Bewältigungsweisen, die sich aufgrund von unterschiedlichen kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen ergeben. Daraus ergibt sich eine bedeutende Fragestellung: Wo liegen Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Lebensgestaltung und Lebensbewältigung von Jungen?

Identität oder der Kampf um Anerkennung – Teilgabe

Alle Jungen haben die Entwicklungsaufgabe, ihre (Geschlechts-)Identität zu entwickeln. Dazu bedarf es eines positiv erlebten In-der-Welt-Seins, das eine gelingende Balance zwischen den eigenen Bedürfnissen und denen der anderen bzw. auch der gesellschaftlichen Anforderungen ermöglicht. Dabei ist Anerkennung eine zentrale Erfahrung, um Entwicklungsschritte anzunehmen und sie zu bewältigen. Jungen mit Behinderungen können in ihrem Jungwerden/Erwachsenwerden hierbei Gefährdungen ausgesetzt sein. Nach den drei Anerkennungsformen (vgl. HONNETH 2003) beginnt der Kampf um Anerkennung schon mit der Geburt eines Kindes. Für Eltern ist ein Kind mit einer Beeinträchtigung eine besondere Herausforderung. Die Beziehungs- und Bindungsentwicklung zwischen Mutter, Vater und Kind kann mit starken Ängsten um das Leben, die Unklarheit der Einschränkung, Sorgen um die Zukunft und/oder den Platz des Sohnes in der Gesellschaft verbunden sein. Deshalb ist die Liebe öfter mit Unsicherheiten gekoppelt, sodass das eigene Selbstvertrauen des Kindes nicht ohne weiteres daraus erwachsen kann. Das Recht auf gleichberechtigte Teilhabe steht für die Selbstachtung, die zweite Form der Anerkennung. Sie zu erreichen ist in vielen Bundesländern von An-

fang an ein Kampf, den die Eltern führen können müssen. Nur ca. 15% der Jungen und Mädchen mit Behinderung in Deutschland haben in ihrer Biografie einen inklusiven Bildungsverlauf. Viele Jungen und ihre Familie sind durch Fremdbestimmung (Kindergartenrichtlinien, Schulgesetze) entmündigenden Prozessen ausgesetzt, die eine negative Wirkung auf die Identitätsbildung entfalten. Die dritte Form der Anerkennung ist die Solidarität, in der die eigenen Fähigkeiten durch andere anerkannt werden. Vor dem Hintergrund, dass jeder Mensch auf die Anerkennung durch andere angewiesen ist, erleben Jungen mit Behinderung nur selten Anerkennung, weil sie den Anforderungen der Leistungsgesellschaft und männlichen Idealbildern nicht entsprechen. Sie haben nicht nur zu wenig Gelegenheit der gleichberechtigten Teilhabe, sondern auch zu wenig Räume, durch Teilgabe der Gemeinschaft etwas zurückzugeben und Bedeutung für andere zu erfahren. Jungen mit Behinderungserfahrungen werden häufig durch reduzierende Wahrnehmungen (Stigmatisierung) von ihrer Umwelt in der Entwicklung behindert und erhalten dadurch wenig soziale Wertschätzung, die für die Entwicklung von Selbstschätzung bedeutsam ist. Dieses Reduzieren betrifft eine verbreitete Sichtweise, die am »Behindertsein« haftet und dabei die geschlechtliche Seite – das Jungesein – ausblendet.

Exklusiver Jungenalltag

Behinderung führt relativ schnell zu einem erschwerten Zugang zu relevanten sozialen Systemen wie Bildung, Ausbildung, Arbeitsplatz. Jungen mit Behinderungserfahrungen können eine räumliche Exklusion erfahren, die schon bei der ersten Ausgrenzung in eine Sondereinrichtung dafür sorgt, dass der biografische Verlauf in der Regel das »Abstellgleis« Sonderkindergarten bis Beschützende Werkstatt nach sich zieht. Je nach dem Assistenzbedarf – z.B. Assistenz im kompensatorischen pflegerischen Bereich oder Assistenz im kognitiven Bereich – und dem Lebensort ergeben sich unterschiedliche Möglichkeiten der Zugehörigkeit und Anerkennung in den verschiedenen Lebensbereichen.

Aktuelle Diskussionen über die strukturelle Benachteiligung der Geschlechter haben Jungen in der Schule als Bildungsverlierer entdeckt. Sie bleiben im Vergleich zu den Mädchen öfter sitzen, haben am Ende im Durchschnitt einen um eine Note schlechteren Abschluss, schaffen zu einem etwas geringeren Prozentsatz die weiterführenden Schulen und sitzen häufiger in den Sonderschulen⁷ (BMFSJS 2005). Dies wurde eigentlich schon vor ca. 20 Jahren in »Kleine Helden in Not« (vgl. SCHNACK und NEUTZLING 1990) thematisiert, ohne Reaktionen hinsichtlich gendergerechter Schulentwicklungsprozesse. Gleichzeitig führt diese Ungleichheit im Schulsystem nicht dazu, dass sich die traditionellen Geschlechterhierarchien grundlegend ändern (BRÜCKNER und BÖHNISCH 2001). Hier bleiben eine differenzierte Beschreibung und eine mehrdimensionale Betrachtung notwendig, um ein Ausspielen von Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern zu vermeiden.

Abhängigkeit und Ablösung

Jungen, die vor allem durch Pflege/Alltagsbegleitung oder hinsichtlich der kognitiven Entscheidungsräume auf ihre Eltern angewiesen sind, können Schwierigkeiten im Loslö-

sungsprozess haben. Eine wesentliche Entwicklungsaufgabe liegt darin, sich von den Eltern mehr und mehr unabhängig zu bewegen bzw. sich abzulösen. Dazu bedarf es bei den Jungen mit Assistenzbedarf der Fähigkeit, Assistenz selbstständig zu organisieren und den eigenen Ressourcen Raum geben zu können. Sie benötigen in diesem Prozess besondere Unterstützung und Ermutigung. Im Gegensatz zu vielen anderen Jungen sind sie aufgrund des höheren Assistenzbedarfs, den sehr oft die Eltern leisten, von diesen stärker abhängig und können sich infolgedessen nicht ohne weiteres ablösen.

Interessant ist die Erfahrung, dass Jungen mit Behinderungserfahrung, die in inklusiven Kulturen aufwachsen, wesentlich mehr Möglichkeiten haben, Assistenz aus einem »normalen« Umfeld zu organisieren. Sie können oft auf die Assistenz von Freunden rechnen und sind dabei nicht nur auf Zivis, Praktikanten oder sonstiges jugendkulturell aufgeschlossenes Personal in Einrichtungen angewiesen. Dabei bleibt bisher eine Regel ungebrochen: Je mehr Assistenz ein Junge benötigt, desto geringer sind die Chancen, an den jugendkulturellen Szenen oder inklusiven Angeboten teilzunehmen und sich von den Eltern zu lösen.

Perspektiven behinderungserfahrener Männer

Wie sehen Jungen, die selbst Experten und Betroffene sind, diese Zuschreibungen? Beispielhaft kommen hier zwei Männer zu Wort, die ihre Behinderungserfahrung biografisch erzählend aufarbeiten: HIROTADA OTOTAKE, der ohne Arme und Beine auf die Welt kam, und FLORIAN SITZMANN, der nach einem Unfall seinen Lebensweg mit dem Rollstuhl bewältigt.

OTOTAKES Lebensgeschichte ist geprägt durch die selbstverständliche Teilhabe in Kindergarten, Schule und Basketballverein und verbunden mit Pädagogen und Trainern, die seine Fähigkeiten und Möglichkeiten einzubinden wussten. Deshalb enthält das Selbstbild keine Behinderungsdimensionen: »Als Kind hielt ich meine Behinderung für eine persönliche Stärke, doch inzwischen ist sie für mich ein physisches Merkmal wie jedes andere auch. Genau wie dick/dünn, groß/klein, dunkelhaarig/hellhaarig. Angesichts einer solchen Fülle von Variationen finde ich es nicht verwunderlich, dass es Menschen mit/ohne voll einsatzfähige Gliedmaßen gibt« (OTOTAKE 2000, S. 240). Das bedeutet, mit Ausnahmen kann bei gelingender Alltagsbewältigung eine Einschränkung normal bzw. »gesund« sein, im Sinne, dass ich an diesen Herausforderungen wachse und stark werde. SITZMANN sieht die Differenzlinie nicht zwischen behindert und nichtbehindert: »Ich habe mich mit meiner Behinderterrolle nicht abgefunden, sondern meine Behinderung in mein Leben integriert. Wir gehören zusammen, die fehlenden Beine und ich.« ... »Diese Unterscheidung zwischen Behinderten und Nichtbehinderten ist doch völliger Quatsch. Im Grunde sind wir alle Menschen. Alle haben wir Defizite und Qualitäten. Manche brauchen eben einen Rollstuhl und andere nicht.« (SITZMANN 2009, S. 102–103)

Diese Beschreibungen bestätigen Forschungsergebnisse, die aufzeigen, dass Behinderung im Lebenslauf erlernt wird.

⁷ Die Diskussion der Bildungsverlierer bezieht sich ausschließlich auf den Förderschulbereich, also Jungen mit Lernbeeinträchtigungen.

Kinder haben noch nicht die Konstruktionen von Behinderung verinnerlicht: »Kinder ... merken rasch, dass ich ein junger Mann wie jeder andere bin, und überwinden ihre Berührungängste (...) Es sind die Erwachsenen, die eine Grenze zwischen ›Behinderten‹ und ›Nichtbehinderten‹ ziehen. Die Welt der Kinder kennt solche Trennungen nicht.« (OTATAKE 2000, S. 245)

Obwohl HIROTADA OTATAKE in seiner Kindheit und Jugend viele seiner Interessen und Wünsche in seinem Umfeld realisieren konnte, blieben auch bei ihm die gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen von Jungesein/Mannsein nicht ohne Folgen: »Ein Junge im Rollstuhl kann nicht erwarten, dass die Mädchen sich für ihn interessieren – d.h. richtig auf ihn stehen –, weil er so umwerfend aussieht. Davon war ich überzeugt. Gleichzeitig sagte ich mir, dass eine Behinderung nichts mit Liebe zu tun hat« (OTATAKE 2000, S. 124). Diesen Widerspruch auszuhalten zwischen fehlender äußerlicher Attraktivität für Mädchen und der Überzeugung, dass innere Werte in Beziehungen eine wichtige Rolle spielen (können), ist für viele Jungen mit Behinderungserfahrung ein zentrales Thema und eine belastende Herausforderung.

Praxis

Lebenswelten von Jungen mit der Zuschreibung Behinderung haben in der Jungenarbeit bisher kaum Bedeutung. Davon ausgenommen sind Jungen in der Jugendhilfe, die aufgrund abweichender Lern- und Verhaltensweisen gesondert gefördert werden, aber nicht augenfällig das Label und Stigma Behinderung erhalten. Im Folgenden sollen neue Wege in der Praxis anhand des Projekts Bo(d)yzone⁸ dargestellt werden.

Erfahrungen und Erkenntnisse aus dem Projekt Bo(d)yzone

Die Erfahrungen im Projekt zeigen, dass im Rahmen einer geschlechterbezogenen Jungenarbeit Parallelen festzustellen sind zwischen Jungenarbeit im Bereich der offenen Jugendarbeit/Jugendhilfe und dem Bereich der Behindertenhilfe.

- Mädchenarbeit ist wesentlich stärker entwickelt und Frauen haben (z.T. inklusive) Netzwerkstrukturen.
- Jungenarbeit entsteht als eine Form der Ergänzung zu Mädchenarbeit. Es fehlt an männlichen Ansprechpartnern, die eher als Einzelkämpfer im Feld arbeiten.
- In existierenden Jungengruppen, die nicht bewusst initiiert wurden, ist diese Arbeit oft wenig geschlechtsbezogen.
- Jungen werden auch in der Behindertenhilfe dann in ihrem Geschlecht wahrgenommen, wenn sie stören, »Probleme machen!« Deshalb wird in der Jungenarbeit oft am Problematischen angesetzt (Gewalt, Aggression, Sexualität etc.).

⁸ Bo(d)yzone war ein Gemeinschaftsprojekt des Vereins für Jungen- und Männerarbeit »PfunzKerle« in Tübingen in Kooperation mit der Ev. Hochschule Ludwigsburg. Zwischen 2005 und 2008 wurden in Kooperation mit Schulen, Einrichtungen der Jugendhilfe und Behindertenhilfe Aktivitäten mit Jungen mit Unterstützungsbedarf durchgeführt und evaluiert, die Entwicklungsräume für ihre Interessen und Themen zur Verfügung stellten und Öffnungen in Richtung Inklusion ermöglichen. Für eine ausführliche Darstellung s. SICKINGER et al. 2009.

Die Geschlechterforschung hat noch nicht dazu geführt, dass in der Theorie und Praxis auch für Jungen gilt: »Stärken zu stärken und Schwächen zu schwächen«. Dabei gilt es aus den Erfahrungen im Projekt Bo(d)yzone zu bedenken: Ziele, Themen und Methoden der Jungenarbeit bedeuten bei Arbeit mit Jungen mit Behinderung nicht eine grundlegend andere Themenstellung. Das Besondere liegt darin, dass Erfahrungsräume für die Thematisierung von Einschränkungen etc. bereitgestellt werden. Deshalb bedarf es keiner speziellen oder anderen Jungenarbeit für Jungen mit Behinderungserfahrung, sondern wie anderswo auch einer Jungenarbeit, die sich an den Lebenswelten und Lebenslagen orientiert.

Zugänge zu Jungen entwickeln

Die Bezugnahme auf das Geschlecht öffnete Zugänge zu Jungen. Jungen fühlen sich anerkannt und wertgeschätzt, wenn sie als Jungen angesprochen und nicht auf »Behinderte« reduziert wurden. Jungen mit Behinderungserfahrungen präsentieren sich als Jungen und setzen somit ein anderes Bild neben die gesellschaftlich vorherrschende Sichtweise der Nichtwahrnehmung des Geschlechts bei Jungen mit Behinderung.

Aktivitäten nur unter Jungen können hilfreich sein, um Themen offener zu gestalten bzw. sich zu zeigen. Die Jungenarbeit wird produktiv, wenn sie an den Bedürfnissen und Interessen von Jungen ansetzt. Dabei unterscheiden sich die Themen der Jungen mit Behinderungserfahrung nicht grundsätzlich von denen anderer Jungen. Zugänge wie Medienarbeit, körperorientiertes Arbeiten etc. kann den Start erleichtern.

Jungen wollen normal sein und sie wollen zugleich sie selbst sein. Hilfreich ist der Bezug auf Leitfiguren, die männliche Orientierungsmuster und Männlichkeitsnormen verkörpern. Es ist wichtig, hier anzusetzen und diese Bezugnahme auf typische Männlichkeitsmuster anzuerkennen, sie differenziert zu betrachten und damit zu arbeiten.

Inklusives Arbeiten ist mit vielen Barrieren verbunden. Schon gemeinsame Projekte zwischen Jugendhilfe und Behindertenhilfe zeigen, wie schwierig die gesellschaftliche Stigmatisierung und Zuschreibung »Behinderung« eine kooperative und empathische Zusammenarbeit macht. Eine angemessene Begleitung von Jungen braucht deshalb gute Zugänge zu Jungen, bereichernde Beziehungen mit Jungen und die Gestaltung von Entwicklungsräumen mit und für Jungen (vgl. SICKINGER et al. 2009).

Perspektiven – Anforderungen an eine inklusionsorientierte Jungenarbeit

Inklusionsorientierte Jungenarbeit/-pädagogik sollte vier Perspektiven in den Blick nehmen:

- die individuelle Perspektive, die sich mit dem jeweiligen Selbstkonzept des Jungen beschäftigt. Es bedarf eines geschärften Blicks auf individuelle Ressourcen und strukturelle Benachteiligungen und daraus resultierender subjektiver Verarbeitungsformen in den biografischen Lebensläufen von Jungen mit Behinderungserfahrung. Hierzu bietet die »Persönliche Zukunftsplanung« (BOBAN und HINZ 1999 u.a.) einen offenen Zugang.
- die interaktionale Perspektive zwischen Jungen und Jungenarbeitern, die auf dem Hintergrund einer assistenzorientierten Haltung der Professionellen mit den Jungen

ihre Netzwerke und Unterstützungssysteme entwickeln. Hier muss an einer geschlechterreflexiven Haltung in den Arbeitsfeldern der Behindertenhilfe/Sonderpädagogik gearbeitet werden.

- die institutionellen Rahmenbedingungen und Konzepte, die eine Inklusionsanschlussfähigkeit realisieren. Das Handbuch Kommunalen Index für Inklusion (MONTAG STIFTUNG 2011) wird hierzu relevante Fragen zur Überprüfung und Entwicklung formulieren.
- eine gesellschaftliche Perspektive, die die Geschlechterverhältnisse und -politik in ihren gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen wahrnimmt und die Lebenssituationen und Perspektiven von Jungen mit Behinderung in die Öffentlichkeit trägt.

Angebote für Jungen sind in der Regel zielgruppenspezifisch und wenig inklusiv ausgerichtet. Das ist eine Chance für einen peergroup-orientierten und milieuspezifischen Austausch. Neben dieser Möglichkeit sollten neue Optionen und Bewältigungsformen eröffnet werden. Eine Chance könnte darin liegen, die regulären stadtteilbezogenen und gemeinwesenorientierten Angebote explizit für Jungen mit Behinderungen zu öffnen. Inklusive Bildungsangebote, die einen lebensweltorientierten Zugang auch für risikobelastete Lebenssituationen gewährleisten, ermöglichen die Chance einer gelingenden Bewältigung von Entwicklungshindernissen.

Fazit

Behinderung im Sinne von behindert werden kann im Alltag bestimmend und mit ständigen Ausgrenzungssituationen verbunden sein und infolgedessen beschädigend auf die Identitätsentwicklung Einfluss haben. Als Zugang zu den Jungen erweisen sich diese dominanten Begrenzungen als hinderlich. Daraus erwächst Behandlung, Förderung, Therapie – ein schwächenbezogener Ansatz. Doch Jungen möchten wie alle Menschen auch an Fähigkeiten und Interessen anknüpfen können, damit ihre eigenen Kräfte stärken und an ihren Aufgaben wachsen können. Junge-Sein bietet eine Anknüpfungsmöglichkeit.

Der Blick könnte auch geschärft werden, wenn wir die Frage einmal anders stellen: Warum benötigen wir in der Jungen- und Männerarbeit die Ordnungskategorie »Behinderung« und trennen damit den gemeinsamen Kontext von Jungenwelten?



Jo Jerg hat seit 2007 eine Professur für Inklusive Soziale Arbeit, Praxisforschung und Pädagogik der frühen Kindheit an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg inne. Zuvor arbeitete er als pädagogischer Mitarbeiter in der Jugendhilfe und als wissenschaftlicher Mitarbeiter in Forschungsprojekten. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Praxisforschungsprojekte zu den Themen Integration und Inklusion in der frühkindlichen Bildung, im Wohn- und Arbeitsbereich der Behindertenhilfe sowie Forschungen zu Jungen mit Behinderung.

Kontakt:

Ev. Hochschule Ludwigsburg
Paulusweg 6
71638 Ludwigsburg
j.jerg@eh-ludwigsburg.de

Literatur

- BETZ, T. (2008): Ungleiche Kindheiten. Theoretische und empirische Analysen zur Sozialberichtserstattung über Kinder. Weinheim, München: Juventa
- BOBAN, I./HINZ, A. (1999): Persönliche Zukunftskonferenzen. Unterstützung für individuelle Lebenswege. In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft 4/5: 13–23
- BRÜCKNER, M./BÖHNISCH, L. (2001): Geschlechterverhältnisse. Gesellschaftliche Konstruktionen und Perspektiven ihrer Veränderung. Weinheim. München: Juventa
- BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (2005): Gender Datenreport. Kommentierter Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland. <http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/Publikationen/genderreport/9Behinderung.html> vom 19.08.2008
- CONNELL, R. W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktionen und Krise von Männlichkeit. Opladen: Rowohlt.
- EBERWEIN, H./KNAUER, S. (2008) Integrationspädagogik. Weinheim, Basel: Beltz.
- EXNER, K. (1997): Deformierte Identität behinderter Männer und deren emanzipatorische Überwindung. In: WARZECHA, B. (Hrsg.) Geschlechterdifferenz in der Sonderpädagogik: Forschung – Praxis – Perspektiven. Hamburg: LIT, S. 67–87
- HONNETH, A. (1992): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- JERG, J./SICKINGER, H. (2008): »Was hat Jungenpädagogik mit Jungenträumen zu tun? Lebensträume von Jungen und jungen Männern mit Behinderungserfahrungen«. In: Sozial Extra, 32. Jahrgang, 9/10: 6–10
- JERG, J. (2005): »Anschlussfähigkeiten«. In: HILLER, G. G./JAUCH, P. (Hrsg.) Akzeptiert als fremd und anders. Pädagogische Beiträge zu einer Kultur des Respekts, Langenau-Ulm: Armin Vaas Verlag, S. 22–28
- JERG, J. (2005): Bausteine und Verbindungen einer inklusiven Baustelle – oder: Ordnung muss sein!? Gedanken zum Aufräumen ohne Auszusondern! In: BARZ, M./WETH, H. U. (Hrsg.): Potentiale Sozialer Arbeit. Stuttgart: Verlag der Evangelischen Gesellschaft
- MATZNER, M./TISCHNER, W. (2008): Handbuch Jungenpädagogik. Weinheim, Basel: Beltz
- MONTAG STIFTUNG JUGEND UND GESELLSCHAFT (2011): Inklusion vor Ort. Der Kommunale Index für Inklusion – ein Praxisbuch. Bonn: dvVerlag.
- OTOTAKE, H. (2000): Leben ist Freude, München: Lymphenburger.
- SAAL, F. (1992): Behinderung = Selbstgelebte Normalität. Überlegungen eines Betroffenen. In: Miteinander 1/1992. Offenburg
- SCHNACK, D./NEUTZLING, R. (1990): Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Hamburg: Rowohlt
- SCHUNTERMANN, M. F. (1999): Behinderung und Rehabilitation: Die Konzepte der WHO und des deutschen Sozialrechts. <http://bidok.uibk.ac.at/library/schuntermannwho.html> (Zugriff am 29.11.2006)
- SICKINGER, H./BITTNER, N./JERG, J./NEUBAUER, G. (2008): Jungenarbeit angemessen. Berichte, Anregungen, Materialien und Erkenntnisse aus einem Projekt für Jungen mit und ohne Behinderungserfahrung. Reutlingen: Graphische Werkstätte der Bruderhaus-Diakonie
- SITZMANN, F. (2009): Der halbe Mann. Dem Leben Beine machen. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus
- SPECK, O. (2008): System Heilpädagogik. Eine ökologisch reflexive Grundlegung. München, Basel: Ernst Reinhard Verlag

BROSCHÜREN

Unerfüllter Kinderwunsch

Was tun, wenn der Kinderwunsch unerfüllt bleibt? Was sind mögliche Ursachen? Welche Chancen bietet die Fortpflanzungsmedizin? Die BZgA hat drei Broschüren zum Thema »Unerfüllter Kinderwunsch« inhaltlich überarbeitet und aktualisiert. Sie sind gerade in neuem Layout erschienen und in den Sprachen Deutsch und Türkisch lieferbar. Die Broschüren informieren umfassend über die Fruchtbarkeitsvorgänge im Körper, über Ursachen für Fruchtbarkeitsstörungen, Behandlungsmöglichkeiten und -chancen, aber auch über Schattenseiten und Risiken der Reproduktionsmedizin.

Bestelladresse:

BZgA
51101 Köln
Telefax (0221) 89 92 257
order@bzga.de
www.bzga.de

- Ein kleines Wunder: die Fortpflanzung
Best.-Nr. 13621001 (dt.)
Best.-Nr. 13621061 (tk.)
- Wenn ein Traum nicht in Erfüllung geht
Best.-Nr. 13622001 (dt.)
Best.-Nr. 13622061 (tk.)
- Sehnsucht nach einem Kind. Möglichkeiten und Grenzen der Medizin
Best.-Nr. 13623001 (dt.)
Best.-Nr. 13623061 (tk.)

Jobstarter

Um junge Schwangere und werdende Väter umfassender über bestehende Möglichkeiten der Vereinbarkeit von Ausbildung und Familie/Kind zu infor-

mieren, hat das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) in der Reihe »Jobstarter Praxis« zwei Informationsbroschüren veröffentlicht: »Ausbildung in Teilzeit – ein Gewinn für alle« (Band 7) zeigt, wie das Teilzeitarbeitsmodell in der dualen Berufsausbildung in der Praxis funktioniert: Auszubildende und Betriebsangehörige berichten in Interviews von ihren Erfahrungen. Die Beiträge machen deutlich, welche Vorteile das Modell hat und wie es verankert werden kann. Auch der Aspekt »Kinderbetreuung sichern« wird ausführlich thematisiert. Der Band hat 168 Seiten, wird kostenlos abgegeben und steht auch zum Download (www.bmbf.de/pub/ausbildung_in_teilzeit_-_ein_gewinn_fuer_alle.pdf).

Die Erfahrungen aus diversen Projekten zeigen: Ein Hauptproblem bei der erfolgreichen Umsetzung des Ausbildungsmodells besteht in der Frage eines gesicherten Lebensunterhalts. Die 26-seitige Broschüre »Ausbildung in Teilzeit – Finanzierungsmöglichkeiten des Lebensunterhaltes im Überblick« möchte mit Informationen zu diesem Thema die Arbeit der Projekte unterstützen und zu mehr Transparenz bei Finanzierungsfragen beitragen. Sie gibt einen Überblick über bundesweit gültige Fakten und Leistungen. Zum Download: www.bmbf.de/pub/ausbildung_in_teilzeit.pdf

Bestelladresse:

Publikationsversand der Bundesregierung
Postfach 481009
18132 Rostock
Telefon (01805) 77 80 90
Telefax (01805) 77 80 94
publikationen@bundesregierung.de
www.jobstarter.de
www.bmbf.de

Standards for Sexuality Education in Europe. Guidance for Implementation

Die »Standards for Sexuality Education in Europe« wurden gemeinsam von dem WHO Regionalbüro für Europa und der BZgA in enger Kooperation mit einer 20-köpfigen Expertengruppe aus neun europäischen Ländern erarbeitet. Sie basieren auf einem positiven Verständnis von Sexualität, sind einer ganzheitlichen Sexualaufklärung verpflichtet und sollen für alle europäischen WHO-Mitgliedsstaaten gelten. Die Standards wurden als Reaktion auf große Qualitätsunterschiede im Bereich der schulischen Sexualaufklärung entwickelt.

In Ergänzung und Fortführung des 2010 vorgelegten Rahmenkonzepts »Standards für die Sexualaufklärung in Europa«, das in deutscher und englischer Fassung vorliegt, hat die BZgA jetzt eine Anleitung zur Implementierung in englischer Sprache aufgelegt. Die 76-seitige Broschüre zeigt Schritt für Schritt, wie die europäischen Länder schulische Sexualaufklärung auf der Basis der WHO/BZgA-Standards einführen oder weiter entwickeln können. Thematisiert werden organisatorische Voraussetzungen, die Erarbeitung einheitlicher und allgemein akzeptierter Curricula und Lehrpläne, die Entwicklung von Fortbildungsprogrammen für Lehrerinnen und Lehrer, Evaluationsansätze, außerschulische Kooperationspartnerschaften und Verbreitungsmöglichkeiten des neuen Programms.

Bestelladresse:

BZgA
51101 Köln
Telefax (0221) 89 92 257
order@bzga.de
www.bzga.de, www.bzga-whocc.de
Best.-Nr. 60059503

BÜCHER

Jungen und Gesundheit

Die gesundheitliche Lage von Jungen ist in vielen Bereichen schwierig. Gleichwohl wird diese Tatsache fachlich bisher wenig berücksichtigt. Erstmals wird nun ein umfassender Überblick über Themen der Jungengesundheit aus medizinischer, psychischer und sozialer Perspektive gegeben.

Das Buch gibt Anstöße, den Umgang mit der Thematik Jungengesundheit zu qualifizieren. Es vermittelt fundiert das breite Themenspektrum der Jungengesundheit und ermöglicht es Fachleuten, sich fachübergreifend damit zu befassen. Die Autoren Bernhard Stier und Reinhard Winter (Autor dieser Forum-Ausgabe) sind Experten und Fachpraktiker im Bereich Jungengesundheit und schreiben aus ihrer Erfahrung für die Praxis.

Der Band ist im Kohlhammer Verlag erschienen, umfasst 424 Seiten und kostet 59,90 Euro.

Bezug:

Im Buchhandel

Männerpolitik – Was Jungen, Männer und Väter stark macht

Bildungsverlierer, Modernisierungsverlierer, Emanzipationsverlierer: Das »starke Geschlecht« steckt in der Krise. Geschlechterpolitik stärker auf die Anliegen und Herausforderungen von Jungen, Männern und Vätern auszurichten, scheint eine logische Konsequenz. Der Männerbeauftragte des Kantons Zürich, Markus Theunert, hat dazu ein Buch mit Texten von 20 Autoren und Autorinnen herausgegeben. Er will damit einen Beitrag zur Versachlichung der Diskussion leisten, verschreibt sich aber auch dem ausdrücklichen Ziel, die dialog- und gleichstellungsorientierte Männerpolitik zu stärken. Zur Diskussion der Inhalte wurde ein für alle Interessierten zugänglicher Blog (<http://maennerpolitiken.wordpress.com>) eingerichtet.

Das Buch ist im Springer Verlag erschienen, umfasst 445 Seiten und kostet 29,95 Euro, als E-Book 22,99 Euro.

Bezug:

Im Buchhandel

2. Atlas zur Gleichstellung von Frauen und Männern in Deutschland

Der Atlas zeigt die Vielfalt wie auch die Potenziale auf, die bei der Verwirklichung einer tatsächlichen Gleichberechtigung von Frauen und Männern in den Ländern und Kommunen zu beobachten sind. Er liefert fundierte Zahlen und Daten, die etwa Fortschritte bei der Beteiligung der Väter an der Elternzeit oder bei den Juniorprofessuren aufzeigen. Nachholbedarf gibt es u.a. weiterhin beim Frauenanteil an Auszubildenden in technischen Ausbildungsberufen.

Der 2. Atlas zur Gleichstellung von Frauen und Männern in Deutschland wurde von der Gleichstellungs- und Frauenministerkonferenz der Länder (GFMK) erstellt und vom Bundesfamilienministerium im Dezember 2012 veröffentlicht. Er enthält Daten und Statistiken zu Indikatoren wie beispielsweise Mandate in den Länderparlamenten, Hochschul- oder Juniorprofessuren oder Teilzeitbeschäftigung in Deutschland und bildet den erreichten Grad der Chancengleichheit in Karten, Diagrammen und Tabellen ab.

Die insgesamt 36 erfassten Indikatoren sind dabei den vier Kategorien Partizipation, Bildung und Ausbildung, Arbeit und Einkommen sowie Lebenswelt zugeordnet.

Kontakt:

www.bmfsfj.de
www.gleichstellungsministerkonferenz.de
www.sozialministerium-bw.de

ZEITSCHRIFTEN

Frühe Hilfen

Ausgabe 4/2012 der Zeitschrift »Prävention – Zeitschrift für Gesundheitsförderung« hat den Themenschwerpunkt »Frühe Hilfen«. Sie enthält folgende Beiträge:

Der Beitrag Früher Hilfen zu früher Förderung und Bildung von Kindern; Kooperation und Empowerment bei den Frühen Hilfen; Netzwerke Früher Hilfen: Ziele und Qualitätsmerkmale aus der Praxis; »Nicht über unsere Köpfe hinweg«. Plädoyer für einen Kinderrechte-orientierten und partizipativen Kinderschutz; Die drei K's: Kinderarmut – Kinderschutz – Kommunen; Häusliche Gewalt und Kinder-

schutz – Schnittstellen für Kooperation und Vernetzung; Gaarden 1-2-3: Ein interdisziplinäres Frühe-Hilfen-Modell für das Kleinkindalter.

Im Jahresabonnement kostet die Zeitschrift 24,50 Euro, der Einzelpreis beträgt 7,80 Euro (im Inland, inkl. Versandkosten);

Bestelladresse:

Fachverlag Peter Sabo
 Friedrich-Ebert-Straße 128
 47179 Duisburg
 Telefon(0203) 57 83 160
 Telefax (0203) 57 83 168
lesenswert.tomann@t-online.de

Her Story!

Die erste Ausgabe von Betrifft Mädchen im Jahr 2013 heißt »Her Story! Junge Wissenschaftler_innen äußern sich« und ist ein Experiment: »Her Story« versammelt in der neuen Betrifft Mädchen eine Bandbreite von sehr unterschiedlichen Abschlussarbeiten, die im Rahmen von pädagogischen oder sozialwissenschaftlichen Studiengängen entstanden sind. Daher leisten die Beiträge einen Einblick in aktuelle theoretische Konzepte, Forschungsergebnisse und politische Positionierungen.

Gemeinsam ist den vorliegenden Beiträgen die Auseinandersetzung mit Differenzen und Übereinstimmungen, verbunden mit der ausdrücklichen Aufforderung zur eigenen persönlichen Auseinandersetzung. So bietet die neue Betrifft Mädchen Anlass für spannende Denkanstöße.

Weitere Heftthemen 2013 sind: Mädchen und junge Frauen in der Migrationsgesellschaft (2/13), Prekäre Lebenslagen, Armut (3/13) und Inklusion (4/13). Ein Einzelheft kostet 7 Euro zzgl. 1,20 Euro Porto. Herausgeberin ist die LAG Mädchenarbeit in NRW e.V.

Bestelladresse:

Juventa Verlag/Beltz Medien-Service
 Telefon (08191) 97 00 06 22
medienservice@beltz.de
 Telefon (0202) 75 95 04 6
lag@maedchenarbeit-nrw.de

STUDIEN

14. Kinder- und Jugendbericht

Der 14. Kinder- und Jugendbericht wurde vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) beauftragt und von einer

unabhängigen Sachverständigenkommission aus Wissenschaft und Praxis erarbeitet. In dem Bericht werden die Lebenssituationen von Kindern und Jugendlichen in Deutschland analysiert und Vorschläge zur Gestaltung der Kinder- und Jugendpolitik sowie zur Weiterentwicklung der Kinder- und Jugendhilfe gemacht.

Unter dem Motto »Kinder- und Jugendhilfe in neuer Verantwortung« beschreibt die Kommission, wie Eltern in zunehmendem Maß durch öffentliche Angebote bei der Förderung, Bildung, Erziehung und Betreuung ihrer Kinder unterstützt werden können.

Kontakt:

www.bmfsfj.de

Monitor Familienforschung Nr. 30

Band 30 der Reihe Monitor Familienforschung des BMFSFJ trägt den Titel »Das Bildungs- und Teilhabepaket: Chancen für Kinder aus Familien mit Kinderzuschlag«.

Seit dem 1. Januar 2011 haben Kinder, die einen Kinderzuschlag beziehen, Anspruch auf die Leistungen aus dem Bildungs- und Teilhabepaket des Bundesfamilienministeriums. Insgesamt 2,5 Millionen Kinder profitieren davon und haben dadurch bessere Chancen, am sozialen und kulturellen Leben teilzunehmen.

Die Publikation enthält Studienergebnisse, die u.a. Aufschluss geben, welche Familien das Paket nutzen, wie es bewertet wird, welche Erwartungen und Erfahrungen Familien mit dem Förderprogramm machen und wie es sich auf die wirtschaftliche Situation der Familien auswirkt.

Monitor Familienforschung Band 30 umfasst 54 Seiten und steht als PDF zum Download zur Verfügung.

Kontakt:

www.bmfsfj.de

Familienreport 2012

Der Familienreport wird jährlich vom Bundesfamilienministerium herausgegeben und enthält eine umfassende Darstellung von Leistungen, Wirkungen und Trends rund um Familie und Familienpolitik.

Der Familienreport 2012 belegt unter anderem, dass verheiratete Paare mit gemeinsamen Kindern nach wie vor die häufigste Familienform in Deutschland ist. Drei Viertel der Kinder

wachsen bei verheirateten Eltern auf. Die Zahl der Eheschließungen liegt seit einigen Jahren auf einem ähnlichen Niveau, die Zahl der Ehescheidungen ist seit fast fünfzehn Jahren nahezu konstant. Weitere Ergebnisse beziehen sich auf Geburtenraten, Kinderwünsche, Patchworkfamilien, die Erwerbstätigkeit von Müttern und die Inanspruchnahme des Elterngeldes.

Der Bericht zeigt, so Bundesfamilienministerin Schröder: »Familien brauchen passgenaue Rahmenbedingungen für die Verwirklichung ihrer unterschiedlichen Lebensentwürfe.« Er spricht für »eine Politik, die Familien als Verantwortungsgemeinschaften stärkt, die eine Entscheidung für Kinder erleichtert und die die Chancengleichheit von Müttern und Vätern zuverlässig verbessert.«

Weitere Informationen sind im Internet zu finden.

Kontakt:

www.bmfsfj.de.

Jugendsexualität und Behinderung

In diesem Band (36) der Reihe »Forschung und Praxis der Sexualaufklärung und Familienplanung« werden Ergebnisse einer Befragung an Förderschulen in Sachsen dokumentiert. Die Studie untersucht Einstellungen und Kenntnisse von Jugendlichen mit Körper- und Sinnesbehinderungen zur Sexualität. Schwerpunktthemen der quantitativen Erhebung sind Aufklärung in Schule und Elternhaus, erste sexuelle Erfahrungen und Verhütung, körperliche Entwicklung, Kinderwunsch und Gewalterfahrungen. Mitautorin Sabine Wienholz hat bereits in FORUM 3/2012 über ausgewählte Studienergebnisse in Bezug auf die befragten Mädchen berichtet.

Band 36 hat 212 Seiten und kostet 11 Euro Schutzgebühr.

Bestelladresse:

BZgA
51101 Köln
Telefax (0221) 89 92 257
order@bzga.de
www.bzga.de
Best.-Nr. 13300036

Jugendsexualität im Internetzeitalter

Von Juni 2009 bis Dezember 2011 führte das Institut für Sexualforschung

und Forensische Psychiatrie des Universitätsklinikums Hamburg ein Forschungsprojekt über die sexuellen und sozialen Beziehungen von 17- und 18-jährigen Frauen und Männern durch. 160 Jugendliche wurden zu ihren Erfahrungen mit Liebe, Sexualität, Beziehungen und dem Internet interviewt.

Die qualitative Studie wurde durch die BZgA gefördert. In dem Forschungsprojekt werden vor allem drei Aspekte beleuchtet:

1. die soziale Organisation von Sexualität und Beziehungen,
2. die Erfahrungen, die Jugendliche im Internet machen und deren Auswirkungen auf die sexuelle Situation und
3. der Umgang von Jugendlichen mit pornografischen Materialien im Internet.

Die Studie ist jetzt unter dem Titel »Jugendsexualität im Internetzeitalter« von der BZgA publiziert worden.

Weitere Informationen:

www.forschung.sexualaufklaerung.de.

INTERNET

Familienernährerinnen

Als »Familienernährerinnen« werden Frauen bezeichnet, die mit ihrem Einkommen den größten Anteil (mindestens 60%) für die Familienkasse verdienen. In knapp einem Fünftel der Haushalte, in denen mehrere Personen leben, ernähren heute Frauen die Familie. Wer sind diese Frauen und wie arbeiten und leben sie? Antworten zu diesen und weiteren Fragen sowie weitergehendes Informationsmaterial mit Zahlen und Fakten zu den »Familienernährerinnen« und ihrem Alltag finden Interessierte auf der Internetseite www.familienernaehrerin.de.

»Familienernährerinnen« ist ein vom Deutschen Gewerkschaftsbund Bundesvorstand initiiertes und vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend finanziertes Projekt. Gemeinsam mit politischen Entscheidungsträger/innen, Gewerkschafter/innen, Betriebs- und Personalräten/rätinnen, Gleichstellungsbeauftragten und anderen Akteuren am Arbeitsmarkt, durch Fachkonferenzen, Publikationen, Infoveranstaltungen, Qualifizierung und Vernetzung arbeiten die Projektträger an einer nachhaltigen Verbesserung der Lebens- und

Beschäftigungsbedingungen von Familienlehrerinnen.

Kontakt:

www.familienaehrerin.de

Neuer Elterngeldrechner

Junge Eltern können 2013 den neuen und aktualisierten Elterngeldrechner des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) nutzen. Ein Schnellrechner ermöglicht es Familien, mit wenigen Klicks und Eingaben eine erste, schnelle Vorschau auf die mögliche Höhe des Elterngeldes zu bekommen. Daneben besteht die Möglichkeit, das Elterngeld individuell und ausführlich zu errechnen. Dazu wurde der Elterngeldrechner auf Grundlage der aktuellen Regelungen zum Elterngeld insgesamt modifiziert und neu gestaltet.

Der Familien-Wegweiser des Bundesfamilienministeriums informiert zudem über weitere Leistungen und Unterstützungsangebote für Familien. Er enthält zuverlässige Informationen aus einer Hand sowie einen Überblick über die wichtigsten Leistungen, rechtlichen Regelungen und Beratungsangebote, die Eltern nach der Geburt eines Kindes und darüber hinaus unterstützen.

Kontakt:

www.familien-wegweiser.de/Elterngeldrechner

Erste Schritte – Unser Baby

Die App »Erste Schritte – Unser Baby« des BMFSFJ ist als »mobiler Ratgeber« konzipiert und steht jungen Eltern rund um die Geburt und das erste Lebensjahr ihres Kindes mit Tipps und Ratschlägen zur Seite. Zu den vielen kurz aufbereiteten Informationen gehören unter anderem Checklisten zu den Kategorien »Gesundheit und Ernährung«, »Rechte und Leistungen« sowie »Entwicklung und Alltag«. Der »Ersthelfer« bündelt Schritt-für-Schritt-Anleitungen und Sofortmaßnahmen für den Notfall.

Kontakt:

www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Service/apps.html

KinderServer

Das BMFSFJ hat im Februar 2013 einen neuen KinderServer vorgestellt,

der Computer und mobile internetfähige Geräte mit wenigen Klicks in einen sicheren Surf-Modus für Kinder schaltet. Der KinderServer arbeitet nach dem Prinzip von Positivlisten: der von Medienpädagogen geprüften Liste »fragFINN« und der Kindersuchmaschine »Blinde Kuh«. Diese Positivlisten und alle Webseiten, die ein Alterskennzeichen für Kinder bis 12 Jahre tragen, sind über den KinderServer zugänglich. Ruft das Kind eine andere Seite auf, bekommt es eine Meldung, dass diese Seite nicht zugänglich ist. Der KinderServer kann von privaten Nutzerinnen und Nutzern, Schulen und Kitas kostenfrei verwendet und unter www.kinderserver-info.de heruntergeladen werden. Nach einer einfachen Installation lässt sich der Internetzugang am Computer schnell und leicht in einen kindgerechten sicheren Surfmodus umschalten. Der passwortgeschützte Wechsel zurück in den Erwachsenenmodus macht den KinderServer dabei besonders familienfreundlich. Auf einer individuellen »Whitelist« können Eltern auch Webseiten zulassen, die vom KinderServer standardmäßig nicht erfasst werden, wenn sie sie für geeignet halten.

Mit der App »meine startseite« ergänzt das BMFSFJ das Angebot des KinderServers mit einer Anwendung für Smartphones und Tablet-Rechner der Betriebssysteme iOS und Android.

Kontakt:

www.kinderserver-info.de
www.dialog-internet.de

Loveline

Bis zum Sommer 2013 wird es eine Überarbeitung der Website loveline.de der BZgA geben. Vorab haben Nutzerinnen und Nutzer von loveline.de die Möglichkeit, das neue Design zu bewerten und ihre Meinung in Form von Anregungen oder Kritik zu äußern. Mehr Informationen zur Umfrage finden Interessierte unter www.loveline.de/umfrage.

Der Loveline-Chat ist ab sofort länger geöffnet: immer montags, mittwochs und donnerstags in der Zeit von 15 bis 18 Uhr. Außerdem gibt es regelmäßig zusätzlich zum normalen Chat einen Experten-Chat rund um Fragen zu den Themen Liebe, Sex und Verhütung.

Kontakt:

www.loveline.de/chat/chat.php

Rundbrief 33 des Netzwerkes Frauen/Mädchen und Gesundheit Niedersachsen

»Alter – Pflege – Gesundheit – Frauen« lautet der Schwerpunkt des Rundbriefes vom März 2013. Darin geht es u.a. um Vereinbarungsstrategien von erwerbstätigen pflegenden Frauen, Erfahrungen sexualisierter Gewalt in der Lebensgeschichte alter Frauen, Sexualität in der Altenpflege, Entlastung pflegender Angehöriger von Menschen mit Demenz, Suizidalität, Lohnfindung in Gesundheitsberufen, die häusliche 24-Stunden-Pflege und die Frage der Rechte von migrantischen Pflegearbeiterinnen. Der 44-seitige Rundbrief erscheint zweimal im Jahr. Er ist unter www.gesundheit-nds.de als PDF eingestellt und steht nicht als Printversion zur Verfügung.

Kontakt:

Netzwerk Frauen/Mädchen und Gesundheit Niedersachsen
c/o Landesvereinigung für Gesundheit und Akademie für Sozialmedizin Niedersachsen e.V.
Fenskeweg 2
30165 Hannover
Telefon (0511) 38 81 18 95
ute.sonntag@gesundheit-nds.de

TAGUNGEN

Fachtagung »Neugierig«

Das Institut für Sexualpädagogik (isp) wird 25 Jahre und feiert dieses Jubiläum am 27. und 28. September 2013 in Frankfurt a. M. mit der Fachtagung »Neugierig«, zu der alle Interessierten eingeladen sind. Neugierig machen möchte das isp sowohl mit der Fachtagungsgestaltung als auch den Themen und Referierenden. In sogenannten Pavillons haben die Teilnehmenden die Möglichkeit, zu entdecken, zu diskutieren, zu arbeiten, zu experimentieren. Interdisziplinäre Expertinnen und Experten tragen mit ihren Beiträgen zum Programm bei.

Auf der Jubiläums-Homepage www.neugierig.isp-dortmund.de finden Interessierte fortlaufend aktuelle Beiträge zu sexualitätsbezogenen Themen; auch das Programm und die Anmelde-möglichkeit sind dort zu finden.

Kontakt:

Institut für Sexualpädagogik
Huckarder Straße 12
44147 Dortmund

Telefon (0231) 14 44 22
 Telefax (0231) 16 11 10
 mail@isp-dortmund.de
 www.isp-dortmund.de

Fachtagung »Jungen und Männer als Opfer sexualisierter Gewalt«

Am 16. Oktober 2013 wird in Leipzig eine Tagung in der Fachtagungsreihe »Jungen und Männer als Opfer sexualisierter Gewalt« in Kooperation mit der LAG Jungen- und Männerarbeit Sachsen e.V., dem Amt für Jugend, Familie und Bildung – SG Straßensozialarbeit, der Opferhilfe Sachsen e.V., dem WABE e.V. und Lemann e.V. – Jungen- und Männernetzwerk Leipzig stattfinden. Zum Zeitpunkt des Redaktionsschlusses standen noch keine weiteren Informationen zur Verfügung.

Kontakt:

Deutsche Gesellschaft für Prävention und Intervention bei Kindesmiss-handlung und -vernachlässigung (dgfpi) Geschäftsstelle
 Sternstraße 58
 40479 Düsseldorf
 Telefon (0211) 49 76 80 0
 Telefax (0211) 49 76 80 20
 info@dgfpi.de
 www.dgfpi.de

BERICHTE

Jungen und ihre Lebenswelten

Im Juni hat das Bundesfamilienministerium die Ergebnisse und Empfehlungen des Beirats Jungenpolitik vorgestellt. Der Bericht ist unter dem Titel »Jungen und ihre Lebenswelten – Vielfalt als Chance und Herausforderung« erschienen und enthält wichtige Anregungen zur Weiterentwicklung der Gleichstellungspolitik für Jungen und Männer.

Der Abschlussbericht des Beirats bietet einen guten Überblick über die Wünsche und Vorstellungen junger Männer. So wollen fast alle beispielsweise gerne Väter werden. Gleichzeitig orientieren sich aber viele an tradierten Vorstellungen eines »männlichen« Berufslebens (zur Struktur des Beirats und weiteren Ergebnissen s. den Beitrag von M. Meuser und S. Scholz in diesem Heft).

Jungen und junge Männer haben Lust auf Teilhabe und auf gesellschaftliche Mitgestaltung, fühlen sich jedoch

aktuell zu wenig angesprochen und häufig nicht respektiert.

Aufgrund der Aufforderung des Beirats Jungenpolitik, die Ansprache von Jungen und Mädchen sowie Kommunikations- und Partizipationsstrukturen zu überdenken, wird das BMFSFJ ab Sommer 2013 den Aufbau einer Kommunikationsplattform in Form einer Webseite von Jungen für Jungen fördern. Dabei wird es um die Interessen von Jungen gehen, um Freiräume für Partizipation und den Austausch, auch mit Mädchen.

Weitere Informationen zur Jungen- und Jugendpolitik sowie den Abschlussbericht des Beirats Jungenpolitik finden Interessierte im Internet.

Kontakt:

www.bmfsfj.de

DOKUMENTATIONEN

Women's Lives. Family Planning and Migration

Unter diesem Titel ist die englische Fassung eines wissenschaftlichen Abschlussberichts der BZgA erschienen. Die Tagung basierte auf den Ergebnissen der Studie »frauen leben – Familienplanung und Migration«. 1 674 Frauen mit Migrationshintergrund sowie 839 deutsche Frauen im Alter von 20 bis 44 Jahre waren im Rahmen der Studie im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) befragt worden. Die Untersuchung konzentrierte sich auf die beiden größten Migrantinnengruppen – Frauen mit einem türkischen und Frauen mit einem osteuropäischen Migrationshintergrund.

Bestelladresse:

BZgA
 51101 Köln
 Telefax (0221) 89 92 257
 order@bzga.de
 www.bzga.de, Best.-Nr. 13315070

INSTITUTIONEN

Hilfetelefon Gewalt gegen Frauen

Anfang März 2013 ist das »Hilfetelefon Gewalt gegen Frauen« des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) gestartet. Das Hilfetelefon bietet Betroffenen erstmals die Möglichkeit, sich zu jeder

Zeit anonym, kompetent und sicher beraten zu lassen. Ob Gewalt in Ehe und Partnerschaft, sexuelle Übergriffe und Vergewaltigung sowie Stalking, Zwangsprostitution oder Genitalverstümmelung – Beraterinnen stehen hilfesuchenden Frauen zu allen Formen der Gewalt vertraulich zur Seite und leiten sie auf Wunsch an die passende Unterstützungseinrichtung vor Ort weiter. Der Anruf und die Beratung sind kostenlos.

Auch Fachkräfte, die in ihrem beruflichen oder ehrenamtlichen Einsatz mit Gewalt gegen Frauen konfrontiert werden, können sich jederzeit an das Hilfetelefon wenden. Darüber hinaus richtet sich das Angebot auch an alle anderen Menschen, die Frauen helfen wollen, die Opfer von Gewalt geworden sind. Das können z.B. Familienangehörige, Freundinnen und Freunde oder Bekannte sein.

Auch wenn die Betroffenen kein Deutsch sprechen oder sich nicht ausreichend verständigen können, erhalten diese beim Hilfetelefon Unterstützung. Mithilfe von Dolmetscherinnen ist eine Beratung in vielen Sprachen möglich.

Hörgeschädigte und Gehörlose können über einen Relay-Dienst unkompliziert in Kontakt mit den Beraterinnen des Hilfetelefon Gewalt gegen Frauen treten. Die zugehörige Homepage bietet weitere Informationen; dort können auch diverse Bewerbungsmaterialien bestellt werden.

Kontakt:

Hilfetelefon (08000) 11 60 16
 www.hilfetelefon.de

Bundesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit

Zielsetzungen der 2010 gegründeten BAG Jungenarbeit sind Geschlechterdemokratie und die Gleichstellung der Geschlechter. Ihr Ziel ist es, die Entwicklung von Jungen und jungen Männern zu emotional lebendigen, sozial verantwortlichen und reflexiven Persönlichkeiten zu fördern. Jungenarbeit ist Teil einer geschlechtsbezogenen Pädagogik, zu der auch die Mädchenarbeit, »Crosswork«-Konzepte und die geschlechterreflektierende Koedukation gehören und soll als Querschnittsaufgabe in pädagogischen Prozessen etabliert werden. In diesem Sinne tritt die BAG Jungenarbeit für geschlechterdialogische Prozesse mit allen Akteuren der geschlechtsbezogenen Pädagogik ein.

Sie versteht sich als bundesweite Plattform für Vernetzung, Diskussion und Qualitätssicherung. Die BAG Jungenarbeit bietet sich Politik und Verwaltung als Ansprechpartnerin an, um damit im Interesse der Jungenarbeit bei der jugendpolitischen Gesetzgebung und der Entwicklung administrativer Prozesse mitzuwirken.

Kontakt:

BAG Jungenarbeit
Lavesstraße 3
30159 Hannover
Telefon (0511) 21 52 96 6
www.bag-jungenarbeit.de
grote@männigfaltig.de
drogand-strud@bag-jungenarbeit.de

INITIATIVEN

»Trau dich!«

Kinderrechte, körperliche Selbstbestimmung und sexueller Kindesmissbrauch sind die Themen des Theaterstücks »Trau dich!«. Das interaktive Stück, das die deutsch-schweizerischen Künstlergruppe Kompanie Kopfstand im Auftrag der BZgA konzipiert hat, ist ein wichtiges Element der gleichnamigen bundesweiten Initiative zur Prävention des sexuellen Kindesmissbrauchs, die im November 2012 gestartet ist und bis Ende 2014 läuft. Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) ist gemeinsam mit der BZgA für die Konzeption, Entwicklung und Durchführung der Initiative verantwortlich und setzt sie in enger Kooperation mit Bundesländern und Fachstellen gegen den sexuellen Missbrauch um. Kinder zwischen acht und zwölf Jahren sollen gestärkt werden und Informationen erhalten, wo sie im Falle eines Übergriffs Hilfe finden. Hintergrundinformationen wie Ergebnisse einer Forsa-Umfrage und weitere Zahlen, Daten und Fakten stehen zum Download unter www.bzga.de/presse/daten-und-fakten/.

Die Initiative rund um das Theaterstück »Trau dich!« bietet Eltern, Lehrern und pädagogischen Fachkräften Informationen, Veranstaltungen und Fortbildungen an. Über das Online-Portal www.trau-dich.de werden Kinder mit altersgerechten Materialien angesprochen. Für den niedrigschwelligen Kontakt unterstützt und kooperiert die Initiative mit der kostenlosen, bundesweiten »Nummer gegen Kummer« (0800 111 0 333), einem Beratungstelefon

für Kinder. Darüber hinaus stellt die Initiative Kindern, Eltern und Fachkräften weitere Materialien zur Verfügung.

Informationen:

www.trau-dich.de
Pressemotive der Theateraufführung stehen zum Download unter www.bzga.de/presse/pressemotive/

Fonds Sexueller Missbrauch

Die Bundesregierung hat zum 1. Mai 2013 den Fonds Sexueller Missbrauch für Betroffene von sexuellem Missbrauch im familiären Bereich eingerichtet. Antragsberechtigt sind Menschen, die als Kind oder Jugendlicher im familiären Bereich sexuell missbraucht wurden, also zum Tatzeitpunkt minderjährig waren. Der Bund stellt für den Fonds 50 Millionen Euro zur Verfügung. Zu den Leistungen, die unter bestimmten Bedingungen gewährt werden können, gehören unter anderem psychotherapeutische Hilfen, Kosten der individuellen Aufarbeitung des Missbrauchs, Unterstützung bei Weiterbildungs- und Qualifikationsmaßnahmen sowie sonstige Unterstützung in besonderen Härtefällen. Anträge für Hilfeleistungen aus dem Fonds können ab dem 1. Mai 2013 bis zum 30. April 2016 gestellt werden. Antragsformulare sind in den Anlauf- und Beratungsstellen verfügbar und können auf der Internetseite des Fonds heruntergeladen werden.

Kontakt:

www.fonds-missbrauch.de
Weitere Informationen auch unter www.bmfsfj.de

FORTBILDUNGEN

Weiterbildung zur Sexualpädagogin/zum Sexualpädagogen

Das Institut für Sexualpädagogik (isp) bietet in Deutschland seit 1989 jährlich eine sexualpädagogische Weiterbildung für Interessierte aus Deutschland und dem deutschsprachigen Ausland an. Der nächste Durchgang startet im November 2013. Die neunteilige Weiterbildung richtet sich an haupt- und ehrenamtlich in Präventions- und Bildungsarbeit, Beratung, Erziehung oder in der Pflege tätige Personen, die sich für den Umgang mit Sexualität in ihren Institutionen und für geplante sexualpädagogische Arbeit mit bestimmten

Zielgruppen qualifizieren möchten. Der Zeitraum der Weiterbildung ist November 2013 bis Dezember 2014, Veranstaltungsort ist Remagen-Rolands-eck in Rheinland-Pfalz.

Weitere Informationen über Themen, Termine der Weiterbildungsblöcke, Kosten, Rahmenbedingungen und die Möglichkeit zur Online-Anmeldung erhalten Interessierte beim isp.

Kontakt:

Institut für Sexualpädagogik
Huckarder Straße 12
44147 Dortmund
Telefon (0231) 14 44 22
Telefax (0231) 16 11 10
mail@isp-dortmund.de
www.isp-dortmund.de

Die Medien und Materialien der BZgA im Bereich Sexualaufklärung und Familienplanung stehen grundsätzlich auch als pdf-Dateien zum Download zur Verfügung:
www.sexualaufklaerung.de

Berichte

- 3 **Fair_play: Ein Projekt setzt neue Zeichen in der Geschlechterpädagogik**
Michael Drogand-Strud, Claudia Wallner
- 7 **Jungen zwischen tradierten Männerbildern und neuen Herausforderungen.**
Erfahrungen aus dem Beirat Jungenpolitik
Michael Meuser, Sylka Scholz
- 11 **Jungenpolitik und Jungenarbeit**
Reinhard Winter
- 15 **Männliche Jugendkulturen**
Klaus Farin
- 19 **Männer in Kitas**
Michael Cremers, Jens Krabel
- 23 **Sehnsucht nach Wärme in kalten Zeiten.**
Forschungsergebnisse und Betrachtungen zur Lebenssituation schwuler Jugendlicher in Deutschland
Stefan Timmermanns
- 27 **Transkulturelle Jungenarbeit.**
Wie kompetentes Handeln in der Einwanderungsgesellschaft Jungen erreicht
Olaf Jantz
- 31 **Jungen und Pornografie**
Silja Matthiesen
- 36 **Jungen und Behinderungserfahrungen**
Jo Jerg

Infothek

- 41 **Broschüren, Bücher, Zeitschriften, Studien, Internet, Tagungen, Berichte, Dokumentationen, Institutionen, Initiativen, Fortbildungen**

FORUM *Sexualaufklärung und Familienplanung*

Eine Schriftenreihe der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), Abteilung Sexualaufklärung, Verhütung und Familienplanung
Ostmerheimer Straße 220
51109 Köln

www.forum.sexualaufklaerung.de

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme
Forum Sexualaufklärung; Informationsdienst der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung/BZgA
Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Abteilung Sexualaufklärung, Verhütung und Familienplanung – Köln: BZgA
Erscheint jährlich dreimal.
Aufnahme nach 1996,1
ISSN 2192-2152

Konzeption:
Abteilung Sexualaufklärung, Verhütung und Familienplanung
Verantwortlich:
Monika Hünert
Text und Redaktion:
Heike Lauer, Frankfurt

Layout und Satz:
Dietmar Burger, Berlin
Druck:
Rasch Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG
Lindenstraße 47
49565 Bramsche
Auflage: 1.14.08.13

FORUM Sexualaufklärung und Familienplanung 1–2013 ist kostenlos erhältlich unter der Bestelladresse
BZgA, 51101 Köln
Best.-Nr. 13329223
order@bzga.de
Alle Rechte vorbehalten.
Namentlich gekennzeichnete oder mit einem Kürzel versehene Artikel geben nicht in jedem Fall die Meinung der Herausgeberin wieder. Diese Zeitschrift wird von der BZgA kostenlos abgegeben. Sie ist nicht zum Weiterverkauf durch die Empfängerin/den Empfänger oder Dritte bestimmt.

